

Die
Französische Lyrik

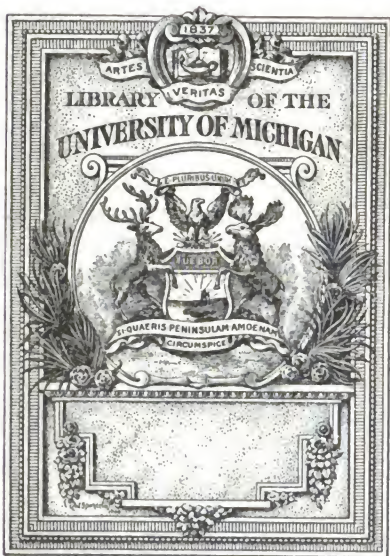
A 946,352

im
19-
Jahrhundert.



VON

Sigmar Mehring.



840,8

M 5

Die französische Lyrik
im 19. Jahrhundert.

Die
französische Lyrik
185563
im 19. Jahrhundert.

◦ ◦ ◦ Mit eigenen Uebersetzungen. ◦ ◦ ◦

Von

Sigmar Mehring.



Grossenhain und Leipzig
Verlag von Baumert & Ronge.
1900.

Vorwort.

Lyrik?!

Aber bitte, laufen Sie nicht fort! Sie würden freilich dem Zuge der Zeit folgen. Man durchstöbert die Leihbibliotheken nach allen möglichen Romanen, die aus dem Osten oder Westen kommen. Man drängt sich ins Theater, wenn der Norden oder Süden ein neues Stück geliefert hat oder wenigstens auf deutschem Boden ein Modedichter entstanden ist.

Aber wer bekümmert sich um Lyrik? Muß man sie kennen? — Ein bißchen höhnisch klingt die Frage, aber auch ein bißchen naiv. Sogar sehr! Denn man vergegenwärtige sich nur: Bei den führenden Litteraturvölkern, bei Deutschen, Franzosen und Engländern waren die größten Dichter des Jahrhunderts zugleich auch ihre größten Lyriker. Wer von Goethe, Victor Hugo und Byron nicht auch die Lyrik kennt, entbehrt ihre schönsten Kunstgaben. Und was von den Spizen gilt, darf man getrost von jenen Gipfeln sagen, die an sie heranreichen. Um die Litteratur eines Volkes zu schätzen, muß man auch seine bedeutenderen Lyriker kennen, — und nicht nur: auch, sondern: vor allem. Die Lyrik eines Volkes ist wie das Auge des Menschen, das die innerste Seele getreulich wieder spiegelt.

— Wozu aber Übertragungen?

Jeder gebildete Mensch — und wer wäre das nicht! — liest heutzutage den englischen und französischen Roman im Ur-

text. Er geht auch ins Theater, um eine englische, französische, italienische Truppe und — wenn's sein muß! — russische Schauspieler in der Sprache ihres Landes zu genießen. Manchmal sogar nicht ohne Verständnis! Braucht man da für französische Lyrik eine deutsche Übersetzung? Nun ja, man braucht sie! Man braucht sie, selbst wenn man französische Romane ohne Nachschlagebuch lesen kann, selbst wenn man eine französische Truppe — ohne Heuchelei! — versteht. Ein anderes ist es, eine fremde Sprache fließend zu sprechen, ein anderes, ihre poetischen Reize zu entschleiern, — all' die sinnigen und sinnlichen Schönheiten ihres Wohlklangs, wie sie gerade in Reim und Rhythmus lyrischer Dichtungen ihren verborgenen Zauber üben.

Wie wäre es auch dem Deutschen möglich, die Vorzüge der französischen Dichtkunst im leichten Kunstgenusse herauszufinden. Der Rhythmus der Franzosen ist für uns, die wir ganz andere Betonungsgesetze haben, wildeste Regellosigkeit. Was ihnen den Reim wohlklingend macht, gilt uns als Mißklang. Und so muß ein französisches Gedicht den Fremden gerade durch jene Eigenschaften stören, durch die es den Hörer anziehen soll.

— Noch ein Wort über die Auswahl der hier gesammelten Dichtungen. Es sind die hervorragendsten Erscheinungen der modernen französischen Lyrik gewürdigt worden. Die natürliche Grenze bildet die Revolution von 1789. Sie schuf einen vollständigen Wandel in der Bewertung des Einzelnen und stellte die neuen Dichter auf einen anderen, festeren Boden, von dem aus sie klarer und kräftiger als je zuvor der Menschheit ihre Ziele weisen konnten.



Inhalt.

Die Übertragungen sind sämtlich sinngetreu.

Vers- und Strophenformen sind (bis auf ein paar geringfügige, aber unumgängliche Ausnahmen) den Originalen treu nachgebildet. Der Alexandriner ist in Sonetten und längeren Gedichten zum fünfhebigen Jambus verkürzt und nur in den Übertragungen von Barbier und Lamartine der Charakterisierung wegen belassen worden.

Im Reim wurde nach dem Vorbilde Platens auf Klangreinheit Wert gelegt.

	Seite
Vorwort	V
Inhalt	VII
Einleitung	1
Die soziale Lyrik	1
<u>Überblick</u>	<u>3</u>
Der Alexandriner und der Reim im Französischen	66
Désaugiers.	
Der richtige Schmerzbauß Le vrai mœneur	6
Béranger.	
Mein Beruf Ma vocation	9
Meine Republik Ma république	12
Wie schön ist sie Qu'elle est jolie!	13
Katerstimmung On s'en fiche!	15
Politische Abhandlungen für Schön- Traité de politique à l'usage	
Fleschen de Lise	17
Das Glück La fortune	20
Der Frack L'habit de cour	21
Die Bacchantin La Bacchante	24
Hännchen Jeannette	25
Das graue Männlein Le petit homme gris	27
Symens Weiße Le soir des noccs	29
Der König von Yvetot Le roi d'Yvetot	31
Der Marquis von Carabas Le marquis de Carabas	33
Der neue Diogenes Le nouveau Diogène	36

	Seite
Die Bekehrer	Les missionnaires 38
Die Bettler	Les gueux 41
Die Geuner	Les Bohémiens 44
Der Schutengel	L'ange gardien 47
Lachambeaudie.	
Der Affe und der Elefant	Le singe et l'éléphant 50
Der Hecht	Le brochet 50
Der Stab	Fanfan et le bâton 51
Die Thräne	Une larme 51
Die Schlange	Le serpent et le lait 51
Die Nonne	Pour l'amour de Dieu 52
Barbier.	
Der Löwe	Le lion 54
Brizeux.	
Das Land	Le payx 57
Moreau.	
Mein Lieblich	La Youlzia 58
Desbordes-Valmore.	
Das erlaubte Geständnis	L'aveu permis 60
Erste Liebe	Le premier amour 61
Des Weibes Traum	Rêve d'une femme 61
Louise Ackermann.	
An den Kometen von 1861	A la comète de 1861 63
Lamartine.	
Das Gebet	La prière 65
Der Schmetterling	Le papillon 67
Alfred de Vigny.	
Das Bad der Römerin	Le bain d'une dame romaine 69
Aimé de Loy.	
Erdenfeld	Les regrets 70
Victor Hugo.	
Ständchen	Chanson 73
Erwartung	Attente 74
Vom Kriegsschauplatz des Frühlings	Ordre du jour de floréal 75
Sah uns steh'n!	Si tu veux 76

	Seite
Wie jedes Seelenleben	79
Der Schleier	81
Die Djinns	84
Die Meinung des Momotombo	89
Das Kartenspiel	92
An der Wiege	93
Klein Hannahen	95
Wo enden wir?	97
Alfred de Musset.	
Lied	98
An eine Blume	99
Schwermut	101
An eine Cole	102
An Pépita	103
Die Andalusierin	105
An Ninon	106
Gautier.	
Der Rauch	109
Die Quelle	110
Theuriet.	
Zur Zeit der Rebenblüte	111
Emile Augier.	
An eine junge Dame	113
Nadaud.	
Chauvin	115
Dupont.	
Das Arbeiterlied	118
Die Stiere	121
Das Wirtshausthürchen	122
Mistral.	
Die Schöne von Arles	124
Baudelaire.	
Fetbe	127
Hymne an die Schönheit	128
Leconte de Lisle.	
Das Brandopfer	130
Das Brandopfer	131

	<u>Seite</u>
Banville.	133
<u>Auf dem Boulevard Le Boulevard</u>	<u>134</u>
Prudhomme.	137
Wenn ich der Herrgott wär! . . . Si j'étais Dieu	137
Bitte! Prière	138
Seelenkampf Intus	138
Coppée.	139
Die Verlassene Une femme seule	140
Am Schlusse eines Balles En sortant d'un bal	144
Hérédia.	146
Das Lied des Andalusiers Chanson Andalouse	146
Pailleron.	148
<u>Die Furt Le gué</u>	<u>148</u>
Daudet.	149
<u>Marin in der Krippe La Vierge à la crèche</u>	<u>149</u>
<u>Eine Feige Les Prunes</u>	<u>151</u>
Maupassant.	154
<u>Mondenschein La chanson du rayon de lune</u>	<u>154</u>
<u>Geschwätz der Straße Propos des rues</u>	<u>157</u>
Verlaine.	160
<u>Es weint mein armes Herz Il pleure dans mon coeur</u>	<u>161</u>
<u>3 Lieder aus dem Buche „Weisheit“ Sagesse: I, II, III</u>	<u>162</u>
<u>Cythere Cythère</u>	<u>164</u>
Gregh.	165
<u>Liebes Lied Si je t'aime</u>	<u>166</u>
Haraucourt.	167
Das Almosen L'aumône	167
Die Cordobanerin Fontovéjune	169
Maeterlinck.	171
<u>Schwermut Ennui</u>	<u>172</u>
<u>Unbehagliche Jagd Chasses lasses</u>	<u>172</u>
<u>Seelenglut Ame chaude</u>	<u>173</u>
Mallarmé.	174
<u>Huldigung Hommage</u>	<u>175</u>

	Seite
Richepin.	
<u>Eine Frage</u>	<u>Tu me demandes 177</u>
<u>Der Trost</u>	<u>Sonnet consolant 178</u>
<u>Lumpenkönig</u>	<u>Ballade du roi des gueux 178</u>
<u>Sie hustet</u>	<u>La petite qui tousse 180</u>
<u>Aneplentied</u>	<u>Un coup d'bleu 182</u>
<u>Das Mutterföhrchen</u>	<u>La glu 184</u>
<u>Die wahrhaft Klugen</u>	<u>Les vrais savants 185</u>
Clément.	
<u>Die Fabrik</u>	<u>La machine 187</u>
<u>Der arme Junge</u>	<u>L'enfant pauvre 188</u>
<u>Die Enthaltfamkeit</u>	<u>L'abstinence 190</u>
Mérat.	
<u>Die Arbeiterin</u>	<u>Ouvrière 192</u>
<u>Der Umzugstag der armen Leute</u>	<u>La terme des pauvres gens 194</u>
<u>Die Häßliche</u>	<u>La laide 195</u>
Pottier.	
<u>Jean Misère</u>	<u>Jean Misère 196</u>
Bruant.	
<u>Pariser Vorstadtheiden</u>	<u>Belleville et Ménilmontant 199</u>
Dierx.	
<u>Das Ende eines Sterbstöchen</u>	<u>In Extremis 202</u>



Berichtigungen.

- Seite 1, Zeile 9 von unten ist: Natvetät (statt: Natvtiät) zu lesen.
Seite 106, Zeile 15 von oben ist für Granada: Malaga zu setzen.
Seite 146, Zeile 9 von unten ist: Hérédias (statt: Hérédies) zu lesen.

Einleitung.

Schroff und scharf, wie Aristokratie und Unterthanen, waren in den Zeiten vor der großen Revolution zwei Sattungen der französischen Lyrik von einander getrennt: die Kunstdichtung und das Volkslied.

Die Kunstdichtung sah ihr Vorbild in der römischen Antike und ergöhte nur den engen Kreis der Hofgesellschaft und ihres Anhängels von Gelehrten, Schranzen und Pfaffen. Das Volkslied, aus den breiten Schichten der Bevölkerung hervorgegangen und von ihr gehegt und gepflegt, war frischer und beweglicher, genügte aber doch nur einem recht engen Gesichtskreis.

Der Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts schuf einen vollständigen Wandel. Im Wirbelsturm der Revolution wurde auch die Gelehrtdichtung, wie alles Unverständene in jener Zeit, über den Haufen geworfen. Aber ebenso wenig konnte die Naivität des Volksliedes die aufgeregten Gemüther befriedigen, und so entstand eine neue Sattung:

Die soziale Lyrik.

Äußerlich erscheint sie fast wie eine Vereinigung der beiden abgelebten Sattungen: der Kunstdichtung und des Volksliedes. Von jenem hat sie die Gewandtheit des Ausdrucks, die Glätte der Form, von diesem die Frische des Tones, die Ungezwungenheit der Sprache. Innerlich aber bietet sie etwas durchaus anderes, von der bisherigen Lyrik verschiedenes: das

Aufdämmern des Volksbewußtseins. Nicht mehr mythenhafte Götter und Halbgötter wie in der Kunstdichtung, nicht mehr thöricht verliebte Königs- und Bettlerkinder wie im Volkslied, sondern das Bürgertum in seinen neuerkannten Gegensätzen: die Reichen und die Armen geben den Stoff her für die Schöpfungen der modernen Lyrik.

Der französische Litterarhistoriker Paul Albert kennzeichnet*) diesen Wandel treffend: „Eine neue Welt entsteht, entwickelt sich, aus mancherlei Wirrnissen, aber mit was für gewaltigen Umwälzungen. Religion, Politik, Rechtspflege, die internationalen Beziehungen, das Genossenschaftswesen, die Ererbten, die Schwachen, die Kinder, — lauter brennende Fragen, die eine aufreizende Poesie zeitigen.“

Zunächst wurde das Thema noch ganz absichtslos mit tändelnder Heiterkeit angeschlagen. Man erlaubte sich zwar einen schönen Ton gegen die Reichen, aber es geschah in einem gewissen Stolz auf den Vorzug, aus dem Volke, aus der Heldenschaar der Entbehrenden zu stammen. Später allerdings verschärfte sich die soziale Lyrik zu einer Anklage- und Kampfdichtung. Sie verlor natürlich im selben Maße an Humor und Leichtigkeit, sie wurde ernster, voll Bitterkeit und Groll. Aus den lebensfrohen Armutshelden wurden todtgehete Opfer, aus den lächerlichen Reichen hassenswerte Ausbeuter. Aber im Gegensatz zu der fessellosen Prosa des Volksredners wirkt die gebundene Rede des Lyrikers doch immer mild und versöhnend. Indem die Dichtung die Not und das Elend der Ererbten schildert, weist sie die Besizenden auf Pflichten, die diese bis dahin nicht gekannt und nicht vermutet hatten.

* * *

*) Paul Albert, *La Littérature Française au 19. siècle*. Band I. Paris 1882.

Überblick.

Die soziale Lyrik beherrscht das neunzehnte Jahrhundert nicht ausschließlich. Im Laufe der Jahrzehnte bilden sich verschiedene Gruppen von Lyrikern, deren Kunst im allgemeinen ganz anderen Zielen nachstrebt. Ein bestimmter Zusammenhang mit der sozialen Lyrik ist aber doch fast allen gemeinsam, sie zieht sich wie ein roter Faden durch alle lyrischen Formen, wie sehr auch diese sich wandeln mögen.

Als einer der ersten Verkünder der sozialen Lyrik, zugleich ihr vielseitigster und ihr beliebtester, wirkte der Liederdichter Béranger. Noch wärmte der sonnige Idealismus der neuen Gesellschaftsordnung die Herzen aller, er berauschte das Volk und seine Dichter und brachte eine übermütige, lecke Poesie zur Entfaltung. Unverlegbare Lebenslust, Befriedigung mit der bestehenden, d. h. eben errungenen Staatseinrichtung und ein vernichtender Spott gegen viele überwundene Vorurteile kamen urwüchsig zum Durchbruch. Aus den Gedichten Bérangers und seiner Zeitgenossen hallt noch der volle Triumph der großen Revolution.

Dieser Siegesrausch hielt nur nicht lange vor. Der Korske, der mit eiserner Faust die Könige von Europas Chronen segte, trat bald auch im eigenen Lande immer herrischer und eigenwilliger auf. Er unterdrückte jede freie Meinungsäußerung der Presse, und nie unter den absoluten Königen Frankreichs wurde die Censur so streng gehandhabt, wie unter Napoleon. Dieser Zwang und dann der Druck der Ereignisse nach dem Sturze Napoleons verdarben der Jugend die Ideale, zu denen sich die Helden der Revolution emporgerungen hatten. Da die Revolution selbst einen so unglücklichen Ausgang genommen hatte, verurteilte man die Ziele der Revolution, die Freiheit des Denkens und Handelns, und die jungen Dichter begannen jene „gute alte Zeit“ zu preisen, in der der Glaube dem Einzelnen

und der Gesamtheit die sittliche Schranke für alle Daseinsformen errichtete.

Das Sehnen nach dem Ueberirdischen erfüllte die Lyriker des dritten Jahrzehntes, sie strebten ins märchenhafte Wunderland der Romantik. In dieser Zeit erstanden Frankreichs berühmteste Lyriker: Victor Hugo und Alfred de Musset. Mit ihnen kam ein schwermütiger Zug in die Dichtkunst, der Traum von einer schöneren Welt, deren Grenzen die Dichterseele bald im sonnenschwülen, farbenleuchtenden Morgenland, bald in dem mystischen Halbdunkel des Mittelalters suchte.

Die Gefolgschaft der Romantiker trieb in Frankreich zu demselben Ziele, wie die Anhängerschaft der romantischen Schule in Deutschland. Hier wie dort erreichten die zumeist dem Gelehrtenstande angehörigen Lyriker eine künstlerische Fertigkeit der Form, die allmählich das Übergewicht über den Inhalt gewann und schließlich in virtuosenhafte Verklünstelei ausartete. Die ungleich gelenkigere deutsche Sprache gab unsern Verskünstlern, deren erster Platon und deren gewandtester Rückert ist, die Möglichkeit, mit der höchsten Entwicklung der Kunstform echte Poesie zu verbinden. Darin waren die Franzosen im Nachteil. Ihre Ausdrucksweise ist gebundener und entbehrt des wuchtigen Tonfalls, der unsere Sprache kräftigt. Und gar ihre Reimtechnik ist, für das fremde Ohr wenigstens, so sonderbar und verschroben, wie sie keine zweite Kultursprache aufweist. Die Dichter dieser Gruppe nannten sich Parnassiens, als Reimkünstler, die durch die besonders kunstreichen Formen ihrer Lyrik den Parnass zu verdienen hofften.

Im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts war die gesamte Kunst aller Kulturländer von pessimistischen Stimmungen beherrscht. Am stärksten davon beeinflusst war die französische Lyrik unter Führung der Dekadenten. So haben die zeitgenössischen Dichter Frankreichs sich selber bezeichnet, als Kinder der Décadence, des Verfalls, der Entartung. Ihre Empfindungen verlieren sich in eine unbegrenzte Trauer, für die es nur einen Balsam giebt, — den Tod . . . oder genauer :

das Nichtgeborensein. Die Übersättigung eines zügellosen Genußlebens mußte zu der nervösen Empfindsamkeit jener Lyrik führen. Ergiebig an Erzeugung starker Talente ist die Schule der Dekadenten nicht gewesen. Sie hat vielleicht nur einen wirklichen Lyriker hervorgebracht, den vor wenigen Jahren verstorbenen Dichter Paul Verlaine.

Von den Symbolisten, welche die Dekadenten ablösten, läßt sich wenig sagen. Über sie klar zu werden, ist nicht leicht, weil sie sich redlich Mühe geben, alles symbolisch aufzufassen, d. h. so unklar wie nur möglich zu erscheinen. Aus ihrer Mitte hat kaum einer vermocht, Töne anzuschlagen, die über die Grenzen seines Boulevard-Cafes hinaus die Aufmerksamkeit anderer rechtfertigen könnten.

Neben all den Schulen und Gruppen machte sich aber immer wieder in kräftigen Tönen die soziale Lyrik geltend, unter der Führung mannhafter Liederdichter, die auf alle akademischen Auszeichnungen verzichteten und doch die Anwartschaft erworben haben, manch' einen preisgekrönten Liebling der Akademie zu überdauern.

* * *

Désaugiers.

Ein litterarisches Merkmal für den Wandel der Zeit, der sich um die Wende des letzten Jahrhunderts vollzog, war das Aufblühen der chanson, des leicht sangbaren Volksliedes, das die steifgewordene Poesie für Gebildete, wie sie im 18. Jahrhundert gepflegt wurde, rasch verdrängte. Kunstbegnadete Dichter des neu erstarkten dritten Standes sangen fest und frisch und ungekünstelt in Tönen, die jedermann verständlich waren und von jedermann nachgesungen werden konnten.

Der ersten einer, der diese neue Weise dem Volke vorpfiß, war Marc Antoine Madeleine Désaugiers. Im Jahre 1772 in Gréjus, einer provenzalischen Seestadt am mittelländischen Meer, geboren, kam der kleine Südländer zur Ausbildung nach Paris, zog aber bald in die weite Welt hinaus. Er folgte seiner an einen Pflanzer verheirateten Schwester nach San Domingo auf der Antillen-Insel Hayti, wo er bei dem Negeraufstand nahe daran war erschossen zu werden, und begab sich dann nach Amerika. In Baltimore ernährte er sich ein paar Jahre lang durch Musikunterricht. Als Siebenundzwanzigjähriger kehrte er nach Paris zurück und schrieb für die Vorstadtbühne kleine Schwänke und Vaudevilles. Besonders erfolgreich war er durch die Kunst seines Vortrags. „Sein offenes Gesicht, lebhafter Blick, schalkhaftes Lächeln, seine Beweglichkeit samt dem Embonpoint, welche er selbst für „le physique de l'emploi“, die Requisiten des Buffo, erklärte gaben ihm die Mittel, allen Nuancen und Finessen gerecht zu werden.“*) Später übernahm er selbst ein Vaudeville-Theater, als dessen Leiter er im Jahre 1827 starb.

Seine Lyrik war harmlos, seine Späße thaten keinem weh, das Spiel der frohen Laune blieb dem Abgrund des Lebensernstes fern. Aus Désaugiers' Liederschatz sei das folgende Scherzgedicht mitgeteilt:

Der richtige Schmerbauch.

Wenn durch's Fenster meiner Hütte
Kaum die Morgensonne drang,
Lenk' ich meine ersten Schritte
Hoffnungsvoll zum Speiseschrank.
Einem Gott glaub' ich zu gleichen,
Duftet mir ein Bratenstück.

*) Ernst Pasqué und Eduard von Bamberg. Auf den Spuren des französischen Volkslieds. (Frankfurt a. M. 1899.)

Was mein Mund nicht kann erreichen,
Das verschling' ich mit dem Blick.

Für das Trinken muß ich danken,
Mich ergötzt es nicht die Spur.
Denn ein Tränkchen labt die Kranken,
Essen schmeckt Gesunden nur.
Wenn ich mir die Wollust male,
Wird sie so von mir erschaut,
Wie sie sitzt im Speisesaale
Und mit vollen Backen laut.

Nahet die gewohnte Stunde,
Wo das Wirtshaus ruft zur Rast,
Bin ich von der Tafelrunde
Allemaal der erste Gast.
Und der Speisen üpp'ge Menge
Füllt so stark mein Bäuchlein an,
Daß ich's durch die Thür, die enge,
Nächstens nicht mehr zwängen kann.

Mehr als einer auf der Erde
Ist der Koch mir ein Idol,
Der von seinem Küchenherde
Aus beeinflusst unser Wohl.
Gleich den lichten Himmelsboten
Kleidet er sich unschuldsweiß.
Wie einst Opferflammen lohten,
So umdampft's ihn glutentheiß.

Was mein Mund nicht kann erreichen,
Das verschling' ich mit dem Blick.

Für das Trinken muß ich danken,
Mich ergötzt es nicht die Spur.
Denn ein Tränkchen labt die Kranken,
Essen schmeckt Gesunden nur.
Wenn ich mir die Wollust male,
Wird sie so von mir erschaut,
Wie sie sitzt im Speisesaale
Und mit vollen Backen laut.

Nahet die gewohnte Stunde,
Wo das Wirtshaus ruft zur Rast,
Bin ich von der Tafelrunde
Allemaal der erste Gast.
Und der Speisen süpp'ge Menge
Füllt so stark mein Bäuchlein an,
Daß ich's durch die Thür, die enge,
Nächstens nicht mehr zwängen kann.

Mehr als einer ... Erde
Ist der Koch ...
Der von seiner ...
Aus beeinflusst ...
... den U ...
... er ...
... einfl ...
... und ...

Holt mich mal der Tod, so soll es
Mitten in der Mahlzeit sein.
Füllt mein Bäuchlein dann, mein volles,
In ein weißes Tischtuch ein,
Und als Inschrift steh' in schlichter
Form an meiner Ruhestatt
Nur: Hier liegt der erste Dichter,
Der sich übergeben hat.

Die Pointe deutet in leichter Selbstironie auf die herkömmliche Armut der Dichter hin. Wir haben hier also schon eine Betonung der sozialen Stellung, wie sie aus den Liedern von Désaugiers' jüngerem Zeitgenossen bald kräftiger ans Ohr schlägt.

* * *

Béranger.

Pierre-Jean de Béranger war bereits 35 Jahr alt, als er — im Jahre 1815 — seine erste Liedersammlung herausgab. Er wurde in Paris als der Enkel eines Schneidemeisters in armseligen Verhältnissen geboren und hat, dem alten Dichterlose Rechnung tragend, sein Leben lang redlich darben müssen. Mit neun Jahren wurde er aus dem Hause seines Großvaters zu einer Tante nach Péronne gebracht. Nach der Einsegnung wurde er Lehrling in einer Druckerei. Im Alter von 16 Jahren sah er Paris wieder. Ein Bruder Napoleons des Ersten verschaffte dem jungen Mann, der ein klägliches Gehalt als Schreiber bezog, für kurze Zeit eine jährliche Unterstützung. Glücklicher war er, als sein Jahres-

einkommen die Höhe von 1000 Franks erreicht. Später, als der Wiederhall seiner Lieder durch ganz Frankreich künde, mochte es dem Dichter erträglicher gegangen sein. Sehr gut wohl niemals. Ein Licht darauf wirft die Stelle aus einem Trostbrief an seinen um 20 Jahre älteren Freund Rouget de l'Isle, den Dichter der „Marsoillaise“, für den man eine Lotterie veranstaltete:

„Wenn wir alle Loose absetzen“, schrieb Béranger, „so werden Sie endlich das Nöthige erhalten, um diese verdammte Garderobe erneuern zu können, die sich für so arme Teufel, wie wir sind, viel zu schnell abgenutzt. Ich entsinne mich noch jener Zeit, wo ich nur eine einzige Hose besaß und sie mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt behütete. Trotzdem spielte sie mir die perfidesten Streiche. Allerdings besaß ich ein Talent, das Ihnen, mein lieber Freund, sicherlich fehlen wird — ich verstand Knöpfe anzunähen und Glücke aufzusetzen. Da sieht man, was es heißt, aus einer Schneiderfamilie stammen“

Dieselbe Stimmung klingt in einem Liede wieder, in welchem Béranger am trefflichsten seine Sendung selbst darstellt. Das Gedicht heißt:

Mein Beruf.

In diese Welt verstoßen,
Armselig, häßlich, klein,
Verdrängt von allen Großen, —
Soll das mein Schicksal sein?
O daß zum Schöpfer dringe,
Wie man mit mir verfuhr!
Da ruft mir Gott zu: Singe,
Du Ärmster, singe nur!

Das Prachtgefährt des Reichen
Bespritzt mir Rock und Hut.
Ich kenn' an diesem Zeichen
Des Prohen Übermut.
Wie wehrt sich der Beringe
Der frechen Kreatur?

Da ruft mir Gott zu: Singe,
Du Ärmster, singe nur!

Unsic're Zukunft droht mir
Mit ihrem Sorgenchor,
Und grausam schreibt die Not mir
Das nied're Tagwerk vor.
Wenn ich nach Freiheit ringe,
Winkt mir die Hungerkur!

Da ruft mir Gott zu: Singe,
Du Ärmster, singe nur!

Die Liebe kam gezogen
Und linderte mein Leid,
Doch ist sie fortgeflogen
Mit meiner Jugendzeit.
Kein Weib, das ich umschlinge!
Brach liegt der Liebe Flur!

Da ruft mir Gott zu: Singe,
Du Ärmster, singe nur!

Wohlan! mein Sang erschalle!
So ist es mir bestimmt!
Und lieben mich nicht Alle,
Wo man mein Lied vernimmt?

Tilg' ich im Freundschaftsringe
Beim Wein der Sorgen Spur, —
Dann ruft mir Gott zu: Singe,
Du Ärmster, singe nur!

Auf seine bürgerliche Herkunft war Béranger immer stolz, trotz seines adligen Vaters, der ihm freilich nichts mehr als den Namen gegeben hatte. Wie der Dichter nie müde wurde, das Lob der armen Leute zu singen, so trat er auch furchtlos gegen die tyrannischen Rückfälle der Regierung auf. Das zog ihm, als er im besten Mannesalter stand, eine Gefängnisstrafe von 3 Monaten und, wenige Jahre nachher, eine von 9 Monaten mit dem Zusatz einer Geldstrafe von 10 000 Franks. zu. Diese Maßregelung half natürlich nur den beliebten Dichter noch volkstümlicher machen und ihm die Huldigung der breitesten Schichten des Bürgertums zuwenden. Nach der Revolution von 1848 wurde er mit 200 000 Stimmen in die Kammer gewählt, lehnte aber mit der Begründung, ab, daß man ein guter Liederdichter sein könne, ohne sich zum Gesetzgeber zu eignen. Béranger starb in hohem Alter, kurz vor dem Abschluß seines 77. Lebensjahres.

Die ausschließliche Form seiner Dichtkunst war das Lied, die *chanson*. Er wählte zumeist vorhandene, allgemein bekannte Melodien, ein Kunstgriff, der wesentlich zur raschen und ausgedehnten Verbreitung seiner Lieder beitrug. Die Vorzüge seines Talents liegen in der Klarheit und Einfachheit seines Stils und in der mannigfaltigen Gliederung der Reimstrophen. Dem Inhalt nach scheiden sich die Gedichte Bérangers in Trink- und Liebeslieder, politische Kampflieder, sittenmoralische Rüge- und Lieder philosophischen Inhalts.

Die Trink- und Liebeslieder sind selbstverständlich die harmlosesten. Aber schon in ihnen spiegelt sich die neue Zeit, spiegelt sich vor allem der Einfluß der Politik, die selbst den

Ideenkreis der Volksbelustigungen beherrscht. Gewiß bezeichnend für ein Trinklied ist die Ueberschrift:

Meine Republik.

Wer viele Kön'ge sah, lernt recht
Die Republik erst schätzen.
Ich schuf mir eine, — frei und echt,
Mit trefflichen Befehlen.
Zur Arbeit ladet hier der Wein,
Den Witz seh' ich zum Richter ein,
Der Trinktisch soll ihr Reichsland sein,
Ihr Lösungswort heißt Freiheit.

Ans Glas, ihr Freunde! Der Senat
Wird heut beim Weine tagen.
Der Griesgram — dies die erste That! —
Ist ins Exil zu jagen.
Exil? Dies Wort mißfällt mir sehr,
Es tön' in diesem Raum nicht mehr.
Der Griesgram findet gar nicht her,
Nur Frohsinn folgt der Freiheit.

Den Lurus fort! Und Aufwand treibt
Nur mit des Geistes Gaben,
Der ewig ungezügelt bleibt, —
So will es Bacchus haben!
Der Glaube auch soll frei bestehn,
Und wer nicht uns kann fröhlich sehn,
Der mag zur Messe selig gehn,
Denn so verlangt's die Freiheit.

Der Adel falle unbedingt,
Kein Stammbaum soll uns rühren.
Selbst wer am besten lacht und trinkt,
Darf keinen Titel führen.
Und fällt es einem Trinker ein,
In unserm Reich Regent zu sein:
Der Cäsar stürz', — berauscht von Wein!
So retten wir die Freiheit.

Auf meine Republik stoßt an!
Und trinkt auf ihr Bestehen!
Doch unser Bund, so friedlich, kann
Dem Feinde nicht entgehen.
Das Liebchen naht! — nun, Trost, entflieh',
Jetzt heißt es beugen Haupt und Knie:
Sie will's! und ach! so schön ist sie, —
Aus ist es mit der Freiheit.

Ganz vereinzelt finden sich bei ihm Liebeslieder ohne jede politische Anspielung. Solche Ausnahme macht das folgende graziöse Gedicht, das seiner schönen Gattin galt, der „blondhaarigen und blauäugigen Jüdin Judith Soire:“)

Wie schön ist sie!

Ihr Götter, o wie schön ist sie,
Die stets von mir geliebt wird sein!
Ihr Auge, voll Melancholie,
Verführt zu süßen Träumerei'n.

*) Paul Bernstein, das französische Chanson im 19. Jahrhundert.

Den schönsten Hauch des Lebens lieb
Der Himmel dieser holden Maid.

Ihr Götter, o wie schön ist sie!
Und ich, — welch' Bild von Häßlichkeit!

Ihr Götter, o wie schön ist sie!
Sie schmückt die Welt kaum zwanzig Jahr,
Ihr Körper atmet Poesie,
Ihr Mund ist frisch und blond ihr Haar.
In ihres süßen Leibs Magie
Scheint sie allein nicht eingeweicht.

Ihr Götter, o wie schön ist sie!
Und ich, — welch' Bild von Häßlichkeit!

Ihr Götter, o wie schön ist sie!
Und doch ist sie mir wohlgeneigt.
Wohl längst hat meine Phantaste
Des Weibes Zauber mir gezeigt,
Doch eh' ich sank vor ihr auf's Knie,
Wußt' ich im Lieben schlecht Bescheid.
Ihr Götter, o wie schön ist sie!
Und ich, — welch' Bild von Häßlichkeit!

Ihr Götter, o wie schön ist sie! — —
Und du bleibst ewig meine Wahl,
Dein Kranz deckt meine Stirne, die
Noch jung, doch früh durch Sorgen kahl.
Hinweg den letzten Schleier zieh',
Zeig' mir des Glücks Vollkommenheit! — —
Ihr Götter, o wie schön ist sie!
Und ich, — welch' Bild von Häßlichkeit!

Seine Trinklieder, sind oft ungemein drastisch, wie das folgende:

Katerstimmung.

Don unten ist bis oben
Die ganze Sündenwelt
Schief gestellt.
Die Frauen sind verschroben,
Die Wirte fordern gar
Alles baar,
Ueberall die alte Leier!
Pech auf Pech! Man kränkt sich tot.
Sapperlot!
Hol's der Geier!

Wie uns das Wetter Not schafft,
Wird aus Champagne, Burgund
Grausam kund:
Dort bringt — o Trauerbotschaft! —
Uns Hagelschlag und Frost
Um den Most.
Ueberall die alte Leier!
Pech auf Pech! Man kränkt sich tot.
Sapperlot!
Hol's der Geier!

Bezahlst du keine Schulden,
So pfändet man dein Haus
Peinlichst aus.
Du mußt womöglich dulden.

Daß noch der Staat Profit
Daraus zieht.
Überall die alte Leier!
Pech auf Pech! Man kränkt sich tot.
Sapperlot!
Hol's der Geier!

Dumm sind die Zechermoden:
Seh' dich mit Sechsen frisch
Um den Tisch, —
Drei liegen bald am Boden,
Die andern drei im Schlaf
Schnarchen brav.

Überall die alte Leier!
Pech auf Pech! Man kränkt sich tot.
Sapperlot!
Hol's der Geier!

Schlimm kann schon eine Frau sein.
Was hatte ich mit Zwei'n
Quälerei'n!

Und lernte doch nicht schlau sein:
Ich fiel sogar mit Drei'n
Arg hinein.

Überall die alte Leier!
Pech auf Pech! Man kränkt sich tot.
Sapperlot!
Hol's der Geier!

Der ganze Bau mißfällt mir,
Denn aller Dinge Schluß
Ist Verdruß.

Leer, leer erscheint die Welt mir
Und — das geht über'n Spaß —
Selbst das Glas!
Überall die alte Leier!
Pech auf Pech! Man kränkt sich tot.
Sapperlot!
Hol's der Geier!

Bemerkenswert ist, wie Böranger in der neckischen Hülle eines Liebesliedes die ernstesten Pflichten eines Volksregenten aufdeckt. In dem er sich tändelnd an die Liebste wendet, weist er dem Herrscher die Grenzen seiner Macht an mit so weiser Diplomatie, daß noch heute mancher König daraus lernen könnte. Der Titel macht kein Hehl aus der Absicht des Dichters:

Politische Abhandlungen für Schön-Lieschen.

Schön Lieschen, Weib von „Gottes Gnaden“,
Des Gott's, der jeden Hochmut brach,
Dir zieht auf des Triumphes Pfaden
Ein Volk entzückter Schwärmer nach.
Doch wie du auch gewinnst die Herzen, —
Franzosenkunst wird dir zu Teil:
Laß über deine Schwächen scherzen
Zu deiner Unterthanen Heil.

Wie lieben Frau'n und Potentaten
Den Mißbrauch ihrer großen Macht!
Wie viel Verliebte, wie viel Staaten
Sind an des Elends Rand gebracht!

Verhüte, daß in deiner Nähe
Einschlag' des Aufruhrs Donnerkeil, —
Schön Lieschen, Tyrannei verschmähe
Zu deiner Unterthanen Heil.

Die frevle Eitelkeit packt Frauen,
Wie den Erobr'rer sie ergreift,
Der fern von seiner Heimat Gauen
Nach Raub der Völkerfreiheit streift.
Der Ehrgeiz ist des Schreckens Wiege!
Dein Herz sei solchem Ruhm nicht feil, —
Schön Lieschen, such' nicht neue Siege
Zu deiner Unterthanen Heil.

Man kann zu Kön'gen schwer gelangen,
Wo sich zu breit die Hoffschaar macht,
Und schwer zur Schönen, die mit Bangen
Ein eifersücht'ger Kauz bewacht.
Auf deinem Lager, unter Kränzen,
Wo Lust Geseze schreibt, erteil',
Schön Lieschen! ständig Audienzen
Zu deiner Unterthanen Heil.

Daß Gott die Herrscher uns erkoren,
Das glaube, wer auf Märchen hält.
So war's auch dir nicht angeboren,
Daß du begeisterst alle Welt.
Droht dir das Scepter zu entziehen
Auch niemals eines Segners Pfeil, —
Schön Lieschen, wir find's, die dir's lieben
Zu deiner Unterthanen Heil.

Soll diese Würde stets dich zieren,
So achte, was die Wahrheit spricht:
Such', Lieschen, milde zu regieren,
Und uns're Freiheit binde nicht.
Mit Rosen, mit der Liebe Lohne,
Dein reizend Haupt zu schmücken eil'
Und wahre lange deine Krone
Zu deiner Unterthanen Heil.

Béranger hat seine Gedichte für den Vortrag in geselligen Kreisen berechnet und deshalb gewöhnlich mit einem Rundreim, einem Refrain, versehen, der dazu bestimmt war, vom Chor mitgesungen zu werden. Die Ähnlichkeit mit dem modernen Couplet ist nur äußerlich, denn während die Coupletverse, die an unseren Kunststätten zweifelhafter Art heimisch sind, dem Inhalt nach garnicht zusammenhängen, sondern nur in wortspielerischen Gedankensprüngen zur gemeinsamen Schlußzeile gelangen, wahrt Béranger seinen Gedichten die Einheit des Gedankens und läßt den Rundreim nur wie den ornamentalen Schmuck an einem Gebäude wiederkehren. — Der Litterarhistoriker Sainte-Beuve*) äußert sich darüber: „Béranger erkannte, daß in einer so wenig rythmischen Sprache wie die französische der Rundreim der unerläßliche Träger des Gesanges ist, — der Bruder des Reims, der Reim der Melodie, wie der andere der des Verses ist, — das einzige Bindemittel, welches ermöglicht, daß die Dichtung an den Lippen des Volkes haften bleibt.“ —

Da, wo der Dichter im Original dem Chor eine ganze Strophe in den Mund legt, ist hier in der deutschen Übertragung die Wiederholung eingeschränkt und sind die Chorstrophen nur als Umrahmung des ganzen Gedichtes benutzt worden. So in dem Liebeslied: „Das Glück“. Hier wendet sich Béranger mit scharfer Satyre gegen die landläufige

*) C.-A. Sainte-Beuve, Portraits Contemporains. I. (Paris 1870).

Auffassung des Glückes, die nur im Besitz materieller oder gar standeswürdiger Vorteile ihr Ziel sieht.

Das Glück.

Poch, poch! Wer klopft dort außen? —
Poch, poch! Geliebte, du? —
Poch, poch! Das Glück steht draußen. —
Poch, poch! Die Thür bleibt zu! —

Wir wollen heut uns keinesfalls
Mit anderm, als mit Wein befassen.
Nur Liebchen wird hereingelassen,
Fortuna bleibe uns vom Hals.

Zwar sie verspricht uns viel Profit,
Füllt gern mit Golde schwer die Taschen. —
Doch sind noch lang' nicht leer die Flaschen,
Und unser Wirt gewährt Credit.

Sie will mit Perl' und Steinen gar
Uns heut nach altem Brauch noch schmücken. —
Soll dieser Tand uns auch noch drücken,
Da uns der Rock schon lästig war?

Sie bringt uns Titel, Orden her. —
Ein jeder Narr, gewiß! braucht Orden.
Das ist so sehr gemißbraucht worden,
Wir tragen nicht danach Begehr.

Wir folgen nicht, wenn sie uns winkt.
Jetzt will sie uns zum Äther tragen,
Sie wird zurück uns später jagen,
Wie ihre Laune das bedingt.

Bei ihr war Treubruch immer Brauch,
Wem könnten solche Sparren passen!
Und wollen wir uns narren lassen, —
Nun: un're Mädchen können's auch.

Poch, poch! Es klopft von außen! —
Poch, poch! Geliebte, du?
Poch, poch! Das Glück steht draußen! —
Poch, poch! Die Thür bleibt zu!

Scharf geißelt Béranger das Strebertum in dem Liede:

Der Frack.

Ich wollt' ein Hösling werden — ich!
Nun ja! man bürg' für Keinen.
He, Trödler, einen Frack für mich!
Heut will ich stolz erscheinen.
Ein Hofrat giebt mir Audienz,
An dessen Gunst schon manchem lag.
O schöner Tag!
Ich eil' zu seiner Excellenz
Und kauf' mir drum den Frack.

Der Ehrgeiz packt mich, und dem Fuß
Verleiht mein Eifer Schwingen,
Zu tiefstem Compliment und Gruß
Muß ich im Frack mich zwingen.
Seht, wie ich schon im Ansehn glänz'
Und wie ich aus der Menge rag'.

O schöner Tag!

Ich geh' zu seiner Excellenz
Und trage einen Frack.

Ich armer Tropf hab' kein Gesspann,
Drum lauf' ich ohne Schaden.

Da treff' ich ein paar Freunde an,

Die mich zum Frühtrunk laden.

Ich nehme gern ein Gläschen, wenn's
Nicht ausdehnt sich zum Trinkgelag'.

O schöner Tag!

Doch muß ich bald zur Excellenz,

Ihr seht's an meinem Frack.

Und als ich mich von dannen stahl,

Am Arme packt mich Einer:

Mein Freund, heut giebt's ein Hochzeitmahl!

Komm mit, — wir harren deiner.

Und Wein und Sang und Klang, man kennt's!

Sie nahmen bald mich in Beschlag.

O schöner Tag!

Und doch wollt' ich zur Excellenz

Und trug darum den Frack.

Lebt wohl, ihr Herrn, seht muß ich fort,

Ich muß — des Hofrats wegen!

Und taumelnd eil' ich von dem Ort,

Wer tritt mir da entgegen?

Mein Liebchen ist's. Ja, ja, ich kenn's!

Auch sagt mir's meines Herzens Schlag.

O schöner Tag!

Sie gilt mir mehr als Excellenz

Und sieht auf keinen Grad.

Was schert die Gunst des Hofrats mich!

Weitab vom Weltgetriebe

Still öffnet Liebchens Kammer sich,

Mir winkt die Gunst der Liebe.

Der Grad wird schwer, — mich drückt's und brennt's, —

Ich weiß nicht, wie das kommen mag.

O schöner Tag!

Der Henker hol' die Excellenz,

Ich zieh' mir aus den Grad.

Und mit dem Grad sinkt Eitelkeit

Und dummer Ehrgeiz nieder.

Zur Schenke, wie seit alter Zeit,

Zur Schenke lehr' ich wieder,

Wo ich den Wein mir selbst credenz'

Und mich um sonst nichts kümmern mag.

O schöner Tag!

Will Einer gehn zur Excellenz,

Ich geb' ihm meinen Grad.

Häufig genug tönt aus seinen Liedern eine Stimmung heraus, die wir sittenstrengen Deutschen als frei bezeichnen müssen. Béranger ging recht weit auf diesem schlüpfrigen Pfade. „Edle Sinnlichkeit“ rühmt Saint-Beuve*) an dem Gedichte:

Die Barchantin.

Geliebter, ich willfahre dir!
Komm, komm, und neue Freuden plane!
Es wirkt der wilde Sekt in mir,
Die Liebe wächst zu süßem Wahne.
Reich' mir das Freudengift,
Doch sollst auch du es nehmen!
Nüßt' mich des Rausches schämen,
Wenn er dich nüchtern trifft.

Glänzt nicht mein Auge wunderbar?
Heiß rollt das Blut durch meine Glieder.
Sieh! Blumen lösen sich vom Haar,
Mein Kranz fällt auf dein Lager nieder.
Das Glas zerbrach! — Vorbei!
Mein Busen lechzt nach Küssen.
Soll ich sie länger missen?
Komm, und die Lust gieb frei!

Hemmt deine Küsse dieser Putz?
Dich soll ein größ'rer Reiz ergreifen!
Knüpf' auf das Band. — Was soll der Schutz?
Ich zitt're nicht, ihn abzustreifen.

*) Saint-Beuve, Portraits Contemporains. I (Paris 1870).

Der Glieder nackte Pracht
Sei ganz dir überlassen — — —
Will dich die Blut nicht fassen,
Die du in mir entfacht?

Bezwing' die Mattigkeit in dir!
Komm, ich will selbst den Feind bekämpfen.
— Wie kalt dein Kuß! — Trink' nicht! laß mir
Die Tropfen, die dein Feuer dämpfen.
Und meine Leidenschaft,
Die du nicht kannst besiegen, —
Wie sie dem Wein entstiegen,
Verlösch' im selben Saft.

Gewagter erscheint schon das freche, aber kreuzfidele Lob-
lied auf „Hannchen“:

Hannchen.

Hort, ihr Kofetten, ihr überlackierten,
Sort mit dem heuchlerisch-blendenden Glanz!
Mehr gilt, als all' ihr Gezierten, Blasierten,
Meine Johanna, mein Hannchen, mein Hans!

Artig, jung und schön gestaltet,
Frisch ist sie und voll entfaltet,
Und ihr schwarzes Auge blizt.
Rügt nicht, daß des Kleides Hülle
Zu gewölbten Busen schützt!
Ahnt ihr, Tadler dieser Fülle,
Wie mein Arm den Fehler nützt?

Reizvoll tritt sie stets entgegen,
Gut ist sie und nie verlegen,
 Und beständig lächelt sie.
Mag sie manchmal thöricht reden, —
 Sprechen lernte Hänschen nie!
Dennoch überzeugt sie jeden,
 Daß Natur ihr Wig verlieh.

Wenn ich wo beim Festgelage
Allzu freie Reden wage,
 Lenkt mein Schelm behende ein.
Sie versteht auch was vom Sange,
 Luftig klingt ihr Lied und rein.
Glaubt! sie flucht, wenn ich's verlange,
 Und sie trinkt von jedem Wein.

Schön durch Liebe und durch Freude,
Thut's nicht not, daß sie vergeude
 Gold und Sammt für Hals und Brust.
Siege hat sie stets erworben,
 Wenn sie auch nicht prunkte just.
Und am Kleid wird nichts verdorben,
 Drück' ich sie nach Herzenslust.

— Nachts — allein, bin ich der Meister!
Meine Wünsche werden dreifster,
 Und ihr Widerstreben ruht.
Mit dem Mund und beiden Händen

Schürt sie heißer Liebe Blut,
Und das Bett an allen Enden
Kracht bei unserm Uebermut.

Sort, ihr Kofetten, ihr überlackierten,
Sort mit dem heuchlerisch-blendenden Glanz!
Mehr gilt, als all' ihr Gezierten, Blasierten,
Meine Johanna, mein Hännchen, mein Hans!

Die lockere Art eines leichtsinnigen Parisers schildert
Béranger in dem Schelmenliede:

Das graue Männlein.

Lebt in Paris ein Männchen,
Das geht, sei's rauh, sei's lau,
Stets in Grau.
Rund ist es wie ein Kännchen
Und stets, selbst ohne Geld,
Froh bestellt,
:: Jubelt auf: „Herrje! ::
Herrje! ich pfeif' darauf!“
Und quietscht vor lauter Lust und lacht hell auf.

Da Frau'n ihn leicht beseelen
Und er des Weines Feind
Auch nicht scheint,
Kann's nicht an Schulden fehlen.

Doch fordert ihn ein Wicht
Vor Gericht,
:: Jubelt er: „Herrje! ::
Herrje! ich pfeif' darauf!“
Und quietscht vor lauter Lust und lacht hell auf.

Dringt in sein Stübchen Regen,
Mag's sonst im Kämmerlein
Düster sein, —
Wenn er der Kälte wegen
Und weil der Ofen raucht,
Warm sich pfaucht, —
:: Jubelt er: „Herrje! ::
Herrje! ich pfeif' darauf!“
Und quietscht vor lauter Lust und lacht hell auf.

Sein Weib, das mancher leidet,
Dankt alle Pracht des Kleids
Ihrem Reiz.
Wenn sie sich prunkvoll kleidet,
Höhnt jeder ihren Mann.
Merkt er's, — dann:
:: Jubelt er: „Herrje! ::
Herrje! ich pfeif' darauf!“
Und quietscht vor lauter Lust und lacht hell auf.

Wenn einst aufs schmutz'ge Kissen
Ihn niederwirft die Dicht,
Und ihm spricht
Der Pfarrer ins Gewissen,

Malt aus, wie Höll' und Tod
Furchtbar droht, —
:: Jubelt er: „Herrje! ::
Herrje! ich pfeif' darauf!“
Und quietscht und lacht gewiß noch einmal auf.

Ganz pikant wird der Dichter in einem formenschönen
und heiteren Liedlein von der Brautnacht.

Hymens Weihe.

Zwei, die zur Kammer zieh'n,
Will Hymen heut empfangen.
Rings schwirren Melodien.
Wie niemals süß're Klagen.

Ein Spalt erlaubt uns, traun!
Die Szene aufzufangen:
Sie ist voll Reiz zu schau'n,
Er zähmt kaum sein Verlangen.

Noch sucht sie zu entflieh'n
Und sträubt sich beim Umsfangen.
Er läßt den Schatz nicht zieh'n
Und hält sie wie mit Zangen.

Er löst ihr das Gewand,
Und sie erfaßt ein Bangen.
Schon triumphiert der Fant,
Bald giebt sie sich gefangen.

Doch eh' die Wünsche, die
Er hegt, ihr Ziel errangen,
Entschlüpft dem Lager sie, —
Der Gang ist ihm entgangen.

Halt! Er erschajht sie schon,
Sie läßt das Köpfschen hängen,
Bis endlich fleh'n und Droh'n
Die Schöne doch bezwangen.

Nun brummt er einen Fluch.
Und — was auch vorgegangen:
Der Ehe seltsam' Buch
Hat jetzt erst angefangen!

Briesgrämige Kritiker haben ihm diese faunische Ausgelassenheit wohl arg verübelt, Béranger aber brachte die heuchlerischen Entrüstungsrufe mit dem Geständnis zum Schweigen, daß er niemals mit seinen ernstlichen und satirischen Dichtungen die große Verbreitung erlangt haben würde, wenn er ihnen nicht den pikanten Reiz gallischer Schlipfzigkeiten beigelegt hätte. Béranger kannte seine Landsleute. Der frivole Ton mancher Lieder führte ihn erst bei den Massen ein, die dann auch für seine übermütige Verpottung der Großen des Reiches empfänglich wurden. — Von den politischen Satiren erregte das Lied: „Der König von Yvetot“ das gewaltigste Aufsehen. Man fand in dem Gedichte Stichelreien auf die frischgebackenen Könige von Napoleons Gnaden. Uns Deutschen erscheint es fast wie eine witzige Verhöhnung der glücklichweise überwundenen Duodezfürsten unseres lieben Vaterlandes.

Der König von Yvetot.

Ein König war in Yvetot, —
Kaum kennt ihn die Historie, --
Spät stand er auf, kroch früh ins Stroh
Und pfiff auf Pomp und Glorie.
Als Krone reichte ihm Jeanette
Ein weißgestricktes Schlafbarett
Ins Bett.
Hoho, hoho! Haha, Haha!
Das war ein lieber Volkspapa, --
Pah, pah!

Er nahm vorlieb mit Hausmannskost
In seiner Fürstenhütte
Und zog durch's Land von West nach Ost
Auf maß'gem Eselritte,
Und auf der Fährte des Galopps
Als Garde folgte ihm -- hops, hops!
Ein Hops.
Hoho! hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa —
Pah, pah!

Nur eins verstand er allzu gut:
Ins Glas sich zu versenken.
Ein König, der fürs Volk was thut,
Muß auch an sich mal denken.

Und wo im Herbst die Kelter troff,
Nahm er als Zoll den feuchten Stoff
Und soff.

Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein netter Volkspapa, —
Pah, pah!

Beim Weibsvolk war er populär,
Und aus der Kinder Mitte
Klang's hinter ihm „Papachen“ her
Nach deutungsreicher Sitte.
Auch war bekannt, daß er im Land
Allvierteljährlich Pate stand —
Galant!

Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein wahrer Volkspapa, —
Pah, pah!

Ihm war's genug, wenn ihn in Ruh'
Die andern Fürsten ließen.
Er fügte keinem Böses zu,
Sein Leitspruch hieß: „Genießen!“
Drum ward auch, als er biß ins Gras,
Manch' Auge — ohne Hof-Erlaß! —
So naß!

Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa, —
Pah, pah!

Bis heute hat man noch sein Bild
 Sein sauber aufgehoben.
Es schmückt ein altes Schenkenschild, —
 Der Wein ist dort zu loben.
Und wer dort seinen Becher schwingt,
Tritt vor das Bildnis, eh' er trinkt,
 Und singt:
Hoho, hoho! Haha, haha!
Das war ein lieber Volkspapa, —
 Pah, pah!

Sarkastischer wirkt das folgende Lied gegen das ver-
kommene Junkertum jener Zeit:

Der Marquis von Carabas.

Beschaut euch den Marquis!
Der glaubt, man müß' vor ihm aufs Knie.
 Ein Klepper, steif und dürr,
Trug ihn zurück aus Kriegsgewirr.
 Auf sein altes Schloß
 Zieht der edle Sproß,
 Und sein Degen blüht,
 Der . . kein Wams geritzt!
 Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas.

 Hört! Amtmann, Kastellan,
Vasall, Lakai und Unterthan,
 Hört, hört! Ich ganz allein,
Ich setze euch den König ein.

Doch wenn Er, verführt,
An mein Vorrecht rührt,
Secht' ich einen Strauß,
Teufel! mit ihm aus.
Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas!

Verleumdung zischelt zwar,
Es wär' mein Ahn ein Müller gar.
Mein Stammbaum führt jedoch
Bis auf Pipin den Kleinen noch.
Wie mein Wappen weist,
Stelle ich mich dreist,
Wenn's nach Ahnen geht,
Vor die Majestät.
Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas!

Es sitzt nach Tradition
Die Frau Marquise nächst dem Thron.
Mein Jüngster wird einmal
Erzbischof oder Cardinal.
Und mein Ält'ster, Graf,
Wenn auch sonst ein Sch...elm,
Lechzt nach einem Stern:
Drei bekommt er gern! — —
Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas!

Der Ruhe pflegten wir,
Da naht ein Steuerbote mir!!

Was geht den Edelmann
Der Staat und sein Bedürfnis an?
Mit dem Dienertroß
Gut verschanzt im Schloß,
Sprech' ich frank und frei
Mit der Polizei. —
Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas,

Ihr Pfaffen, zieht voran!
. . . Den Zehnten nehmt, wir teilen dann.
Das Volk spielt nach Dressur
Packesel für den Adel nur.
Unser ist die Jagd! — —
Weh', wer Einspruch wagt,
Übt an Magd und Knecht
Man sein Herrenrecht.
Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas!

Thu', Meßner, deine Pflicht:
Streu' Weihrauch meinem Angesicht!
Ihr Knappen, dran und drauf!
Das ganze Bürgerpack reibt auf!
Was von Ahn zu Ahn
Erbend ich empfah'n,
Nehm', — wenn ich's genoß —
Weiter Sproß auf Sproß!
Hut ab da! Hut ab da
Vor dem Marquis von Carabas!

Wie könnte man knapper und schärfer das Programm der Adelskaste darlegen, als es Béranger in den letzten vier Zeilen thut: „Was von Ahn zu Ahn — Erbend ich empfah'n, — Nehm', wenn ich's genoß, — Weiter Sproß auf Sproß.“

Im politischen Leben wahrte sich Béranger wie wenige die Unabhängigkeit seiner Gesinnung. Er durfte mit ehrlichem Stolze darauf hinweisen in dem Liede:

Der neue Diogenes.

Preis dir, Diogenes!

Wie deines sei

Mein Leben auch ein weltentzogenes!

Gleich dir, Diogenes,

Wunschlos und frei

Roll' ich mein Faß und lach' und trink' dabei.

Nur Wasser, heißt es, gönntest du der Kehle.

Ich meide das und richt' mich lust'ger ein.

Wenn ich für meine Weisheit Obdach wähle,

So leg' ich trocken eine Tonne Wein.

Wo mir es wohlgefällt, verweil' ich gerne.

Doch Göttergunst schwankt jeden Augenblick,

Drum kreist mein Faß rings auf dem Erdensterne.

Es dreht sich nach dem Wetter, nach dem Glück.

Da ich Parteisucht zu belächeln wage

Und ich in keiner Sippe Dienst gestellt,

Naht meiner Tonne niemand mit der Frage:

Mit wem hältst du's, der nichts von allem hält?

Ich haß' Ideen aus dem Mittelalter,
Mißachte Stift- und Ordensirefanz,
Doch, fremd dem hiß'gen Politikentfalter,
Trägt meine Freiheit einen Blumenkranz.

Wenn Könige, betrügend und betrogen,
Sich teilen in die Güter dieser Welt,
Ich warte sicher nicht, bis sie erwogen,
In wessen Hände meine Tonne fällt.

Dem Pomp der Höfe geh' ich aus dem Wege,
Ich weiß zu gut, wie weit die Poffe reicht.
Auch ist in mir die Spottlust allzu rege,
Und so ein Fürst stört meine Sonne leicht.

Daß man auch heut mit Licht nach Menschen spüre,
Scheint eines Philosophen würd'ge That,
Doch die Laterne, die ich Abends führe,
Sie leuchtet mir auf meiner Liebe Pfad.

Bin ich der Staatsgemeinschaft auch entronnen,
Der Menschenpflicht vergeß' ich nimmermehr:
Gebräch's im Herbst den Winzern 'mal an Tonnen,
Dann gäb' ich meine mit Vergnügen her!

Preis dir, Diogenes!
Wie deines sei
Mein Leben auch ein weltentzogenes!
Gleich dir, Diogenes,
Wunschlos und frei
Roll' ich mein Faß und lach' und trink' dabei!

Niemand wird sich wundern, daß ein Mann von so freiem Blick für Menschenwürde und Männerstolz auch gegen die Heuchelei der Geistlichkeit auftrat und seine Erkenntnis nicht antasten ließ vom Aberwitz der jesuitischen Schule. Er hat spitze Pfeile für die Feinde der Wahrheit in seinem Köcher und traf tief in ihr Innerstes. Beinahe wie für unsere Zeit geschrieben wirkt das Gedicht:

Die Bekehrer.

Der Satan sprach zu seinem Trost:
Gefahr droht unserm Stamme.
Seit sich des Geistes Licht erschloß,
Verlösch't des Lasters Flamme.
Also wird zu unserm Heil
Diese Botschaft euch zu Theil:

Lehrt uns're Art zu beten!
Sacht an! Sacht an mit Dämonswut. —
Die Lichter ausgetreten!
Und neu geschürt die Glut!

Scheinheilig pilgert durch das Land
Und zeigt euch fromm vor Allen.
Fein säuberlich im Meßgewand
Versteckt die Teufelskrallen.
Schwöret zur Dreieinigkeit,
Während ihr das Kreuz entweicht.

Setzt neue Wunder in die Welt,
Wenn's nicht der Himmel hindert.
Verheert mit Hagelschlag das Feld,
Daß sich die Ernte mindert.
Schiebt es einem Heil'gen zu,
Daß sein Zorn die Wirkung thu'!

Lehrt uns're Art zu beten.
Sacht an! Sacht an mit Dämonswut. —
Die Lichter ausgetreten!
Und neu geschürt die Glut!

Vertreibt die Mimen, und maskiert
Laßt nur die Priester schauen.
Wer Freiheit sucht, den ruiniert.
Und bringt zu Fall die Frauen.
Wascht die Sünder, groß und klein,
Mit geweihtem Wasser rein.

Und heßt, umschlossen vom Calar,
Die Mitra auf die Krone:
Der Chron gebeut nicht dem Altar,
Doch der Altar dem Throne.
Und das Volk regieren darf
Nur, wer uns sich unterwarf.

Und wieder soll Intoleranz
Ihr altes Recht erkaufen.
Es hat der Freisinn noch nicht ganz
Zerstört die Scheiterhaufen.
Mancher Philosoph sogar
Nimmt schon Brandgerüche wahr.

Lehrt uns're Art zu beten.
Sacht an! Sacht an mit Dämonswut. —
Die Lichter ausgetreten!
Und neu geschürt die Glut!

— — Der Satan geht nach dem Erlaß
Die Lande zu bekehren.
Den Wissenschaften tiefster Haß!
Der Dummheit alle Ehren!
Nacht wird's, und der Holzstoß kocht,
Den das Muckervolk umjohlt. — —

Es gehört ein hoher, sittlicher Ernst dazu, sich mit so uneigennütziger, herausfordernder Liebe des Volkes anzunehmen.

Dieser Mut zwang auch Altmeister Goethe Achtung vor dem Volksfänger ab, obgleich er „kein Freund von sogenannten politischen Dichtungen“ zu sein erklärte. „Allein solche wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen“, gesteht Goethe*) „. . . sein Haß gegen die Herrschaft der Priester und gegen die Verfinsternung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: Das sind doch Dinge, denen man seine vollständige Zustimmung nicht versagen kann . . . Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! . . . welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritte entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahre ein Millionen braver Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgang mit diesen anmutigen Geistern gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken.“

*) Eckermann, Gespräche mit Goethe. III.

Béranger liebte das Volk bis zu dem Grade, daß er ein Verherrlicher der Armut wurde — freilich immer noch beeinflusst von der mönchischen Enthaltenslehre seiner Kirche.

Und so schuf er das erste Proletariertlied zu einer Zeit, als noch gar keine „Proletarier“ vorhanden waren, — genauer: zu einer Zeit, als man diese Bezeichnung des vierten Standes noch nicht aus der römischen Geschichte hervorgeholt hatte und der vierte Stand selbst noch keine politische Rolle spielte. Es war um die Tage, als des ersten Napoleons Stern zu erbleichen begann, um das Jahr 1812, da der zweiunddreißigjährige Béranger eines seiner berühmtesten Lieder dichtete: „Les gueux“, — „Die Bettler“. Das Zusammentreffen dieser beiden, wenn auch sehr ungleichwerthigen Ereignisse ist doch merkwürdig. Gerade als das eben zu Glanz und Macht gelangte Bourgeoisium durch den Fall Napoleon Bonapartes den ersten Stoß erhielt, erweckt ein bürgerlicher Dichter Teilnahme für eine tiefer stehende, noch unbeachtete Klasse von Staatsbürgern, für die Besitzlosen. Zunächst geschieht es noch unbewußt und fern von der Absicht, Mitleid zu erregen. Dies erweist das seltsame Gedicht, — eins seiner berühmtesten:

Die Bettler.

Die Bettler, die Bettler!

Das sind des Glücks Bespöttler,

Doch niemals Haßanzettler.

Ein Hoch für die Bettler!

Preist die Armut laut in Liedern

Als der Bravheit Element!

Volle Ehren für den Viedern,

Der des Goldes Reiz nicht kennt.

Wollt ihr euch des Leids entheben?
Nur die Armut macht es stumm.
Dessen zeugt mein frohes Leben,
Zeugt das Evangelium.

War's der Mammon, der vor Zeiten
Den Hellenen Frohsinn gab?
Und Homeros Herrlichkeiten,
Kennt ihr sie? — Ein Fell, ein Stab!

Seht nur heut, wie noble Närrchen
Nach der Mode Polizei
Ihren Fuß in Leder pferchen! —
Barfuß schreiten wir und frei.

Prunk hat um die Gunst der Masse
Manchen Helden schon gebracht,
Doch der Philosoph im Fasse
Schlägt selbst Alexanders Macht.

Mag des Schlosses Glanz euch blenden,
Frohsinn ist hier feltner Gast.
Schmeckt's nicht zwischen kahlen Wänden,
Beut die Streu nicht gute Raft?

Und ums dürft'ge Lager windet
Liebe ihren Blütensehag:
Bei der frohen Armut findet
Amor seinen Lieblingsplatz.

Auch die Treue litt nicht Schaden,
Doch sie floh die Hochkultur.

Sucht sie bei den Kameraden
Auf der Holzbank — sucht sie nur.

Die Bettler, die Bettler!
Das sind des Glücks Bespöttler,
Doch niemals Haßanzettler!
Ein Hoch für die Bettler!

Der Dichter lobt die Bettler, er erwärmt sich für sie, aber die Liebe ist doch ein bißchen platonisch. Alles, was Béranger hier zum Ruhme der Besitzlosen vorführt, ist im Stile des „Evangeliums“ gehalten. Die Armen sollen nicht unser Erbarmen hervorrufen, sondern womöglich unseren — Neid. Sie sollen nicht schnöde danach trachten, ihr Loos zu verbessern, sondern wir, die Wohlhabenden, sollen uns an ihrer Bedürfnislosigkeit ein Beispiel nehmen und es ihnen gleich thun an Entfagung und Genügsamkeit. Es zeugt von der Ehrenhaftigkeit Bérangers, daß er es mit dieser christlichen Lehre von der Askese ernst nahm, daß er in der That sein ganzes Leben hindurch ein armer Schlucker blieb und sich nicht verführen ließ, seine volksfreundliche Gesinnung für eine fette Staatspründe zu verkaufen. Er strebte gar nicht nach Besitz. Er war eben noch nicht selbst zu der Erkenntnis gekommen, daß er und seine Armen ein Recht an den Gütern des Lebens hätten, er war ganz in dem klerikalen Wahn befangen, daß alles Menschenglück von Übel sei.

Wie die Bettler wegen ihrer sokratischen Bedürfnislosigkeit, so pries er die Zigeuner wegen ihrer stolzen Unabhängigkeit. Das Gedicht, das er ihnen widmete, ist eins von denen, die man in die Reihe der philosophischen Dichtungen stellen kann. Es bietet in der knappestn Form eine Fülle von Lebensweisheit, die es zu einer der werthvollsten Gaben der Muse Bérangers stempelt:

Zigeuner.

Ihr Gaukler, Lumpen insgesamt,
Schäß'ge Massen
Verkomm'ner Rassen —

Ihr Gaukler, Lumpen insgesamt,
Zigeuner! sagt, woher ihr stammt.

Woher wir kommen, zeigt kein Paß.

Zieh'n wie Schwalben
Rund allenthalben:

Woher wir kommen, zeigt kein Paß.
Wohin wir geh'n — wer weiß denn das?

Kein Land, kein Fürst und kein Gesetz!

Daß wir's meiden,
Mögt ihr beneiden!

Kein Land, kein Fürst und kein Gesetz
Zwingt uns in euer Tugendnetz.

In Freiheit kommen wir zur Welt.

Nichts zu schaffen
Siebt's da für Pfaffen.

In Freiheit kommen wir zur Welt,
Indeß ein Lied die Pfeife gelbt.

Uns wird der erste Schritt nicht lahm,

Wenn in Haufen
Sie irre laufen.

Uns wird der erste Schritt nicht lahm
Durch der Beschränktheit Windelkram.

Das Volk, das man bestiehlt, beraubt,
— So belehren
Die alten Mären —
Das Volk, das man bestiehlt, beraubt,
Braucht Spuß und Heil'ge, dran es glaubt.

Wir würd'gen nur den reichen Mann,
Den umringen
Wir flott und singen.
Wir würd'gen nur den reichen Mann
Und betteln ihn gemüthlich an.

Wie arme Vögel im Geäst,
In die Gassen
Nicht eingelassen, —
Wie arme Vögel im Geäst
Bau'n wir in Wäldern unser Nest.

Nachts stöbert uns die Liebe auf, —
Wählt nicht lange
Auf flücht'gem Gange:
Rasch stöbert uns die Liebe auf
Und schleppt uns mit im Siegeslauf.

Ihr habt noch keinen Blick gethan,
O ihr Weisen
Aus engen Kreisen!
Ihr habt noch keinen Blick gethan
Von eures Kirchturms Wetterhahn.

Wer sieht, besitzt! Wagt euch hinein
Frischen Strebens
Ins Meer des Lebens!
Wer sieht, besitzt! Wagt euch hinein!
Wer alles sieht, nennt alles fein!

Ein Wahrspruch gilt, wohin man geh',
So den Feinen
Wie den Gemeinen!
Ein Wahrspruch gilt, wohin man geh':
Du lebst? Glückauf! Du stirbst? Ade!

Und wenn im Herzen stockt das Blut —
Gott befohlen,
Wer uns mag holen.
Und wenn im Herzen stockt das Blut,
Für den Seciertisch bleibt man gut.

Kein Prunk verweichlicht unser Mark,
Uns verschonen
Moralschablonen.
Kein Prunk verweichlicht unser Mark,
Fremd ist uns Wiege, Dach und Sarg.

So lernt von unserm Wiß ein Stück,
Herrn und Knechte
Verworr'ner Rechte!
Ja! lernt von unserm Wiß ein Stück:
Nur in der Freiheit liegt das Glück.

Béranger deckt in dieser Dichtung einen ganzen Schatz weiser Lebenserfahrung auf und streut die Goldmünzen seines Geistes in epigrammatischer Gedrungenheit vor dem Leser aus. Aber auch hier verläßt er nicht die Grenzen der hergebrachten Weltweisheit, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seit Alters her gang und gäbe war und in der Verherrlichung der Armut gipfelte.

Béranger ist im Jahre 1857 heimgegangen, als Karl Marx, damals 39 Jahre, schon auf der Höhe seines Wirkens stand und sich längst mit Proudhon auseinandergesetzt hatte, jenem französischen Philosophen, der den Ausspruch: *la propriété c'est le vol* — Eigentum ist Diebstahl, zum Gemeinplatz stempelte. Eine neue Zeit mit einer neuen und in gleicher Heftigkeit noch nie zur Geltung gebrachten Weltanschauung stieg herauf. Eine Ahnung davon war wohl auch dem volkstümlichsten Lyriker Frankreichs aufgegangen. Das lehrt uns eine der schönsten und wirkungsvollsten Satiren auf die Ohnmacht aller idealen Gesinnungen gegenüber der Härte eines elenden Daseins. Es ist die grimmigste Anklage an das Schicksal, die von dem heitersten Dichter erhoben wurde: *L'ange gardien* —

Der Schutzengel.

Ein Bettler, den der Tod schon grüßt,
Sieht seinen Schutzgeist näher schweben
Und ruft: Daß du dich jetzt bemühest,
Kann wenig mir Befried'gung geben!

Auf dürrer Streu zur Welt gebracht,
Soll deinen Gott ich kindlich lieben? —
Wohl! sagt der Engel, ich gab acht,
Daß diese Streu stets frisch geblieben.

Almosen sucht' ich bis zum Grab,
Daß ich vor Hunger nicht verrecke! —
Wohl! sagt der Engel, und ich gab
Dir selbst dazu die Bettelsäcke.

Ich zog ins Feld mit frohem Mut,
Ein Schuß hat mir das Bein genommen. —
Wohl! sagt der Engel, das war gut,
Sonst hättest du die Sicht bekommen.

Als mich die Liebe überkam,
Ward auch mir eitel Qual bereitet. —
Wohl! sagt der Engel, doch aus Scham
Hab' ich dich damals nicht begleitet.

Manch' Weib mag schlimm sein, aber meins
Konnt' mir das Haus zur Hölle machen. —
Wohl! sagt der Engel, Unfereins
Mischt niemals sich in Ehesachen.

Kann noch ein Glück erringen ich,
Eh' mich empfängt des Grabes Fremde? —
Wohl! sagt der Engel, bau' auf mich!
Ich komm' mit Pfaff' und Totenheinde.

Winkt mir des Himmels Gnadenlicht?
Wird mich der Teufel weiterschröpfen? —
Wohl! sagt der Engel, — wohl auch nicht!
Zähl' dir das ab an deinen Knöpfen.

Der Zwiesprach schnurriger Verlauf
Stimmt' alle, die ihr lauschten, heiter.

Der Bettler niest, der Engel drauf
Ruft ihm „Gott helf’!“ zu und — fliegt weiter.

Mit so schneidendem Hohn hat kaum je ein Dichter dem sozialen Elend die Ohnmacht der Kirche gegenübergestellt. Aber der dämpfende Schleier des Humors legt sich auf diese grellbeleuchtete Nachtszene und mildert die ägende Schärfe des Vorgangs.

* * *

Lachambeaudie.

Die neue Zeit wurde auch auf einem Sondergebiet der Lyrik, in der Fabeldichtung, charakteristisch eingeleitet. Hier war ihr Wortführer ein Verehrer und Günstling Bérangers, Pierre Lachambeaudie. Er wurde in der Ortschaft Sarlat, im südfranzösischen Departement Dordogne, 1806 geboren und kam als sechsundzwanzigjähriger Jüngling nach Paris, wo er fünf Jahre später seine „Fables populaires“ veröffentlichte. Wegen seiner sozialistischen Thätigkeit wurde er mehrmals verhaftet und im Jahre 1852 sogar des Landes verwiesen. Während der Verbannung hielt er sich in Belgien auf, dann lebte er in Brunoy, einem südöstlich gelegenen Vorort von Paris, bis ihn 1872 der Tod ereilte.

Scharf wie die Ideen und Anschauungen des 19. Jahrhunderts von denen des 18. unterscheiden sich die Fabeln des jungen Dichters von denen seines großen Vorgängers Lafontaine. Dieser predigt noch die Moral der unterthänigen Zufriedenheit, jener zerstört die Bibelphrase von der erstrebenswerten Glückseligkeit der Armut. Eine der Fabeln von Lachambeaudie enthüllt sein ganzes Programm:

Mehring, Die franz. Lyrik.

4

Der Affe und der Elefant.

Ein Affe und ein Elefant ziehn auf den Markt. Da plötzlich Siebt's einen Hagelschlag, — ganz schauerhaft, entsetzlich!
(Wie man zu sagen pflegt!) Der arme Affe bricht
In Heulen aus und schneidet schreckliche Grimassen.
Sein Weggenosse brummt: Bist du bald still, du Wicht!
Sieh, welchen Mut ich hab'. Mich stört der Hagel nicht.
— Ja, schreit der Affe, Ihr könnt leicht in Ruh' Euch fassen!
Ich schwör' es Euch, auch mich ließ' jedes Wetter stumm,
Hätt' ich die Knochen nur so stark wie Euer Gnaden
Und Euer dickes Fell, dem Kugeln selbst nicht schaden . . .

Der Reiche wendet sich zum Armen: Freund, warum
Denn stets so jämmerlich, stets so vergrämt und kläglich?
Ich finde meinerseits das Leben ganz erträglich.
Es ist doch alles gut, und ich begreife nicht,
Wie man fortwährend nur vom Erdenübel spricht!

Der Arme seufzt: Wär' Euer Geld mein eigen
Und wollt' das Schicksal sich auch mir so freundlich zeigen,
Dann lebte ich gewiß froh und zufrieden hier
Und wär' in trüber Zeit ganz so gefast wie Ihr!

Schlagfertig geißelt Lachambeaudie in einer anderen Fabel
die Bevormundung des Volkes:

Der Hecht.

Das Volk, erklärte mir ein Diplomat, ein weiser,
Liebt eine Polizei von oben inspiriert
Und wünscht, daß jemand es mit fester Hand regiert.
— Die Antwort hatt' ich gleich für den Tyrannenpreiser:

Drei Freunde hatten Glück und fingen einen Hecht.
Voll Freude ob des Fangs legt man sich schnell zurecht:
Für wann? und wo? und wie bereitet (leckre Fragen!)
Bringt man recht schmackhaft und recht frisch
Den Hecht zu Tisch?

Vor Eifer glühend ruft der eine: Dieser Fisch
Braucht eine würz'ge Sauce. Laßt euch sagen!
Da wälzt der Hecht sich um
Und springt pfeilschnell ins Wasser
Ihr täuscht euch! ruft er. Ich bin Saucenhaffer
Und schwimme lieber frei herum!

Noch ein paar Epigramme sollen Lachambeaudie als
Philosophen, als Dichter und als Satiriker zeigen:

Der Stab.

Das Kind henußt den Stab im Spiel als Pferd. Doch bald
Wird sich der Greis drauf stützen müssen.
Ist's mit dem Stabe nicht genau wie mit dem Wissen?
Der Jugend ist's ein Sport, dem Alter wird's ein Halt.

Die Thräne.

Die Trauer ließ aufs Grab zur stillen Abendzeit
Ein Thränlein fallen. Und — als nun die Nacht verronnen,
Verflogen war das Weheleid,
Die Perle glitzte in der Sonnen.

Die Schlange.

Liebt einer Schlange Milch, Gift wird sie dennoch spei'n.
Da fallen mir die Jesuiten ein.

Die Liedform, in der sich Lachambeaudie versuchte, lag ihm nicht so gut. Doch verdient sein sehr gelungenes Gedichtchen, dessen leichtfertiger Ton durch Schalkhaftigkeit und Grazie aufgewogen wird, noch eingefügt zu werden:

Die Nonne.

Längst schon sank die Sonne,
Als im fremden Land
Eine junge Nonne
Vor dem Burgthor stand.
Und zur Wache trat sie:
„Schöne dein Gewehr.
„Laß mich durchzieh'n,“ bat sie,
„Gott zur höher'n Ehr!“

Thor und Thür steh'n offen,
Und sie steigt zum Saal
Und sie blickt betroffen
Auf ein rauschend Mahl.
Scheu am Eingang steht sie,
Dann, als fromm Begehr:
„Gebt ihr Herren!“ fleht sie,
„Gott zur höher'n Ehr!“

Kecke Grüße schallen:
Schwester, komm herein
Und dir soll von Allen
Reich vergolten sein! —

Für die Armen braucht sie
Solche Gönner sehr.
„Wohl, ich komme!“ haucht sie,
„Gott zur höher'n Ehr!“

— Schau' dies Gold, du Kluge!
Den Pokal voll Wein
Leer' in einem Zuge,
Und das Gold ist dein! —
Große Augen macht sie.
Ist das denn so schwer?
„Euch zum Wohl!“ still lacht sie,
„Gott zur höher'n Ehr!“

— Mehr noch sollst du haben,
Perl' und Edelstein.
Jungfrau, laß mich laben
An den Lippen dein! —
Sagt es ihr? Kaum staunt sie,
Wirr ist's um sie her.
„Herr, so küßt mich!“ raunt sie,
„Gott zur höher'n Ehr!“ — — —

Wie? Im Wein berauschen?
Schreit ein Probst in Wuth.
Und noch Küsse tauschen? —
Pfäfflein, ruhig Blut!
Darum giebt noch keine
Ihre Keuschheit her,
Wenn so sündigt eine
Gott zur höher'n Ehr!

* * *

Barbier.

Unter den Dichtern der politischen Lyrik, die neben Béranger und Lachambeaudie auf den Herzschlag der Zeit achteten und sein Echo in ihren Liedern widerhallen ließen, war der vornehmsten einer Henri Auguste Barbier, ein geborener Pariser, der kurz nach der Julirevolution mit 26 Jahren sein erstes Bändchen unter dem Titel „Jambes“ veröffentlichte. Es enthielt kräftige Satiren gegen die politischen Heuchler und Streber jener Zeit. In des Dichters Todesjahre, 1882, hatte das Buch 31 Auflagen erlebt. Barbier konnte scharf und rücksichtslos vorgehen, denn er war vermögend und unabhängig. Seine Dichtungen sind von einer edlen, poetischen Empfindung beseelt und zeichnen sich durch die unübertrefflich leichte Gangart seiner Jamben aus. „Ein Gelegenheitsdichter, aber doch ein Dichter,“ so rühmt ihn Sainte-Beuve.^{*)} Durch einige Reisen angeregt, nahm er sich in andern politischen Dichtungen des damals zerstückelten Italiens und des Arbeiterelends in England an. „Il pianto“ heißt der eine, „Lazars“ der andere dieser beiden Bände. Aus den „Jambes“ folgte die wehmütige Satire: „Der Löwe.“

Das Gedicht bezieht sich auf den kurzen Juli-Aufstand von 1830. Nach dem Freiheitsrausche der großen Revolution und dem Siegestaumel unter dem weltbezwingenden Napoleon folgte eine doppelte Abspannung. Man raffte sich wohl noch einmal auf und verjagte die Bourbonen. Aber für die alte Freiheit war man zu schwach geworden. Schon vierzehn Tage später, Anfang August 1830, saß ein neuer König auf dem Thron, Louis Philipp aus dem Hause der Orleans.

Der Löwe.

Ich sah den Leu'n des Volks, ich sah ihn in drei Tagen
 Aufspringen voller Grimm und nachher niederschlagen

^{*)} Sainte-Beuve, Portraits und Causeries de Lundi.

Auf's tönende Gestein der Riesenstadt Paris.
Ich sah's, wie er zuerst die Mähne starren ließ
Und wie er dräuend weit den gier'gen Rachen sperrte,
Bis jeder Muskel schwoll, das Antlitz sich verzerrte.
Ich sah den Hals sich bläh'n, — im Auge lohete Blut,
Die Krallen drangen vor, der Körper brüllte Wut
Und stürzte sich mit Wucht jach in des Kampfes Wogen.
Geschosse fausten durch die Luft in weitem Bogen.
Zum Louvre ging's! — Und Blut bezeichnete den Lauf.
Des Löwen Lunge trieb den Rumpf gewaltig auf,
Die Zunge rot vom Mord und hungrig noch den Rachen,
So stößt er auf den Thron, daß alle Fugen krachen.
Ich sah's, wie Purpurpracht in blut'gen Schmutz gerät
Und wie sich wälzt darin die falbe Majestät.

Und weiter sah ich dann, wie ungezählte Massen
Hinsinken vor dem Leu'n, nach seinem Schatten fassen.
Ich sah' es, wie sie bleich und zitternd vor ihm steh'n,
Wie tausend Zwerge bang zu ihm um Gnade fleh'n.
Sie streicheln ihm das Fell vom Ohr bis zu den Pranken,
Man küßt's! Man kniet vor ihm, wie einem Gott zu danken,
Die Füße leckt man ihm, und morsch bis in den Kern
Ruft man ihn aus als Leu'n, als Retter und als Herrn.
So ward das Ungetüm bald satt von Blut und Ehren.
Es suchte nur sein Fell vom Schmutze noch zu klären,
Dann wollt' es über Nacht nur fürder Gutes thun.
Doch als es seinen Blick aufriß nach kurzem Ruh'n
Und im Begriff war, wie ein Heros sich zu strecken,
Auf muskulösem Hals das breite Haupt zu recken

Und mähneschüttelnd jeht den ersten Herrscherton
Gebietrisch kundzuthun, — trug's einen Maulkorb schon.

* * *

Brizeux.

Bereits unter der Herrschaft der Bourbonen hatte sich ein Wandel in der Gesinnung des Pariser Bürgertums vollzogen. Nach dem Zusammenbruch der freiheitlichen Republik beeilte sich der entflozene Adel, die entrissenen Erbgüter wieder zu erlangen, und mit ihm im altbewährten Bunde wagte sich das Pfaffentum auch wieder aus seinen Schlupfwinkeln hervor. Die Wirkung blieb nicht aus. Hohler Prunk und tolle Genußsucht waren bald wieder in Paris eingebürgert. Und nun zeigte sich auch der Umschwung in den Anschauungen der Dichter. Ihre Ideale waren nicht mehr Freiheit und Gleichheit, sondern die Abkehr von dem Leben, das sie vor sich sahen. Dem sündhaften Paris stellten sie die Idylle des Landlebens gegenüber.

Im Jahre 1824 kam ein Jüngling aus der Bretagne (er war 1805 in der Festung Lorient geboren) mit allen Hoffnungen der Jugend nach Paris, um dort die Rechte zu studieren. Er lernte bald das Elend des oberflächlichen, sinnbethörenden Glanzes der Hauptstadt kennen und begann, seine ländliche Heimat zu preisen. Es war Julien Auguste Brizeux, ein Lyriker, dessen Idyllen die Herkunft des Dichters, des frommen Frankreichs frömmste Provinz, durch ihren oft salbungsvollen und kirchenfreundlichen Ton erraten ließen. Brizeux starb 1858 in Montpellier (Languedoc). Seine Landsleute warnt er vor den Gefahren des Seine-Babels in dem innig empfundenen Heimatlied:

Das Land.

Dmögt ihr nie verlassen — hört auf mich! —
Das Haus, wo eure Kindheit froh verstrich,
Die Kirche, drin ihr an der Mutter Seite
Mit dünner Stimme prief't die Benedeite,
Die Schule nicht, wohin ihr Tag für Tag
Hinschlendertet beim frühen Glockenschlag!
Wer sich hineinstürzt, fern der Heimathsholle,
Ins mächtige Paris, ins unheilvolle,
Verliert die Ruhe und den Frohsinn dort
Und steht's zu spät und klagt und kann nicht fort,
O glaubt! Wie wohl thut's, läßt man seinen Jungen
Zum Lehrer ziehn, zu dem man selbst gesprungen,
Im Kirchlein singen auf derselben Bank
Und spielten in dem alten Heßengang.

* * *

Moreau.

„Hinaus aus Paris,“ war auch die Lösung eines unglücklichen Lyrikers, der zu Paris — im Jahre 1810 — geboren, seine Jugendzeit in dem romantisch gelegenen Städtchen Provins, südöstlich von Paris, verträumen durfte. Hégésippe Moreau, früh verwaist, hatte mit dem Leben schwer zu ringen und wurde schon im Alter von 28 Jahren von Hunger und Krankheit dahingerafft. Nach dem hügeligen Provinzstädtchen mit seinem stillen Bach, der Doulzie, einem Nebenflüßchen der Seine, verlangte er sehnlichsvoll, als ihn der Lärm von Paris umraste und betäubte. So sang er zitternden Herzens:

Mein Liebling.

Ihr Name schon ist Poesie zu nennen.
Hört: die Doulzie! Allein wer mag sie kennen?
Kein Strom mit Inseln ist's, der wogend rollt.
Doch tönt ihr Rauschen wie ihr Name hold.
Sie rieselt zu dem nahen Ziel im Fluge,
Ein Riese tränk' sie aus in einem Zuge.
Und spielte Oberon am Uferrand,
Er spräng' mit Leichtigkeit zum andern Strand.
Und doch, — wie schön, an der Doulzie zu träumen,
Beim Bachgeplätscher, unter Maulbeerbäumen!
Oft saß ich dort als Kind im Blütenhag
Und setz' in Worte um den Wellenschlag,
Ein Träumer, der die Vögelein bestaunte.
Brotkrumen streut' ich, und das Bächlein raunte:
„Gott giebt dir's wieder, drückt dich einst die Noth.“

— Gott schuldet mir noch heut das Stückchen Brot. —

Wie oft lief ich zum Bächlein, wehbetrossen,
Und wenn ich litt, erklang es:

„Du mußt hoffen!

Die Noth war deine Wiege. Bleib bei mir.
Du triffst die Mutter und Camilla hier.
Sing' nur und lausch' der Antwort.“

O ich Knabe!

Ich glaubte, — und sie ruhten längst im Grabe.
Von vielen Freunden war ich hier umringt,
Wie eine Distel, die zu Rosen dringt.

Sie schlafen all' den Schlaf, um den ich flehe,
Den Schlaf des Todes. — Wo ich immer gehe,
Grabreihen zieht mein Dornenpfad entlang,
Als ging's durch düstern Katafombengang.

Wenn sich aus meiner Brust die Lieder stahlen,
Blieb alles taub. Und übermannt von Qualen,
Warf ich die Laute in die Nacht hinaus,
Daß sie zersprang, — und weinte still mich aus.

Doch dir, Doulzie, hab' ich es längst verziehen.
Wie gerne möcht' ich wieder zu dir fliehen!
O rausch' mir zu, wieg' mich in Träume lind,
Eh' mir ins Ange bläst ein rauher Wind.
Ein Pilger rast' ich, wie in alten Zeiten,
An deinem Bett und seh' die Wellen gleiten.
O laß mich schlafen, nahe dir, im Rohr.
Du raunst und lügst mir schöne Märchen vor

* * *

Desbordes-Valmore.

Die Nachgiebigkeit und Verweichlichung des Bürgerthums-
schuf einen günstigen Boden für zartere Poesie. Eins ihrer
Merkmale ist die Frauenlyrik. Die Aufmerksamkeit weiterer-
Kreise richtet sich auf Marceline Desbordes-Valmore. Diese
hervorragende Dichterin stammt von Frankreichs Nordostgrenze,
aus dem Festungsorte Douai, wo sie im Sommer 1786 zur Welt

lam.*) Um sich einen Unterhalt zu schaffen, ging sie mit Widerstreben zur Bühne, eines Nervenleidens wegen mußte sie sich bald wieder zurückziehen. Mit 31 Jahren heiratete Marceline Debordes den Schauspieler Lanchantin, genannt Valmore, dessen Künstlernamen sie dem ihrigen zufügte, und ein Jahr später gab sie ihre erste Gedichtsammlung heraus. Frische der Empfindung, weibliche Innigkeit und Verachtung jeder zimperlichen Gefühlsduselei heben diese Dichterin, die lebhaft an Louise Labé, die Seilergattin aus dem 16. Jahrhundert, erinnert, thurmhoch über ihre blaustrümpferischen Geschlechtsgenossinnen. Sie starb nach zweiundvierzigjähriger Ehe, während welcher sie noch mehrere Bände Lyrik erscheinen ließ, darunter einen voll herziger Kinderlieder, im Jahre 1859. Aus den Jugendgedichten gilt als Perle der Frauenlyrik:

Das erlaubte Geständnis.

Komm her, mein Freund! Zu herb bin ich gewesen.

Mama erlaubt's: ich thu' dir etwas kund.

Doch ach! ich bring's nicht fertig. — Kannst du lesen?

Mama erlaubt's, — prüf' meiner Augen Grund!

Wie bin ich wirt! Gesenkt sind ja die Lider.

Mein Antlitz flammt, — so schäm' ich mich vor dir!

Mama erlaubt's, das schlägt die Skrupeln nieder:

Fühl' meine Blut, fühl' nach dem Herzen mir!

Du Hermster, ahnst noch immer nicht die Kunde?

Es ist so süß! Hilft dir mein Herz nicht fort?

Du findest's nicht. So nimm's von meinem Munde!

Die Augen schließ' ich, — nimm, und sprich kein Wort.

*) Nach ihrer eigenen Angabe. Vergl. Sainte-Beuve, Portraits Contemporains. II. — Eduard Engel giebt in der 4. Auflage seiner „Geschichte der französischen Poesie“ 1785 als Geburtsjahr an, Schönermark in seiner Anthologie lyrique 1787.

Der keusche Zauber empfindungsinniger Weiblichkeit entquillt einem anderen Gedicht:

Erste Liebe.

Db er noch denkt an jene Mädchenblüte,
Die bang und züchtig einst vor ihm erschien?
Sie fühlte in noch kindlichem Gemüte,
Daß sie doch nur geschaffen war für ihn.

Nicht Schwüre gab es, noch Beteuerungen,
Sie war zu jung, daß ihr ein Zweifel kam.
Die Liebe war der reinsten Brust entsprungen,
Sie gab sich ohne Kampf ihm, ohne Scham.

Und er verließ sie, den ihr Herz erkoren.
Und rasch verglomm des ros'gen Glückes Licht!
Wohl längst ging ihre Blütezeit verloren, —
Von ihrer ersten Liebe läßt sie nicht.

Die letzten Lieder der Dichterin sind wie ihre ersten „so schön und so traurig, so leidenschaftlich und so jugendfrisch.“*). Aus den reiferen Jahren stammen die formenschönen und seelenvollen Verse:

Des Weibes Traum.

Wünschst du dich wieder jung auf Erden,
O Weib mit schon gebleichtem Haar?
Willst du zum Kinde wieder werden,
Unschmeichelt von der Engel Schar?

*) Sainte-Beuve, *Causeries de Lundi*, XIV.

Willst du, daß dich die Mutter kose

Und daß ihr Lied dir wieder tön'?

— „Das süße Glück, das namenlose?

O ja, mein Gott, wie wär' das schön!“ —

Willst du, im Elternhaus geborgen,

Bei frohen Spielen und Gebet

Aufdämmern wie ein Frühlingmorgen,

Noch von der Unschuld Hauch umweht?

Soll dich die Jugend neu beschwingen

Wie Vögel in den lichten Hö'n?

— „Wollt' sie so schnell nur nicht entspringen!

O ja, mein Gott, wie wär' das schön!“ —

Willst du noch fremd ins Leben schauen

Wie in ein unbekanntes Buch,

In jungfräulichem Weltvertrauen

Nichts ahnen von des Unglücks Fluch?

Und willst dieselben Pfade schreiten,

Die lockten deinen Mädchensinn?

— „Wenn sie nicht hin zu Gräbern leiten,

O ja, mein Gott, dann hilf mir hin!“ —

So labe dich von Jahr zu Jahren

An Freundschaft, Blumen, Harfenspiel, —

Sollst jede Freude neu erfahren,

Bis zu des Herzens schönstem Ziel.

Schon ist die stille Glut erglommen, —

Nun, wilde Flamme, loh' heraus!

— „Soll mir die Liebe wiederkommen?

— O du mein Heiland, lösch' mich aus!“

* * *

Louise Ackermann.

Ein paar Jahrzehnte später hat noch eine zweite Dichterin, Louise Ackermann (geborene Choquet) eine beachtenswerte lyrische Begabung an den Tag gelegt. Zu Paris im Jahre 1813 geboren, kam die Dichterin zu Studienzwecken nach Berlin, wo sie in einem Theologen ihren künftigen Gatten kennen lernte, den sie aber schon nach zweijähriger Ehe, 1846, durch den Tod verlor. Sie begab sich in ein Kloster zu Nizza und überlebte ihren Gatten noch 44 Jahre. Traurige Verhältnisse wirkten auf ihr dichterisches Schaffen ein und gaben ihrer Lyrik herbe, hoffnungslose Klagetöne. So besingt sie ein astronomisches Ereignis:

An den Kometen von 1861.

Du schöner Stern, der aus des Himmels Tiefen
Als fremder Gast uns unerwartet naht,
Wo kommst du her? Wer ebnet deinen Pfad?
Wo sind die Mächte, die dich zu uns riefen?
Auf deinem Weg, — weit, wie dein Auge reicht, —
Triffst du wie hier so Drangsal und Beschwerden?
Sahst du Geschöpfe wie bei uns auf Erden?
Bringst du von Brüdern Grüße uns vielleicht? —
Bevor du wiederkommst, starb wohl schon lange
Die Menschheit aus! — Schaut dich kein Auge mehr,
Ist alle Blut verglommen ringsumher,
Alsdann, auf deinem eil'gen Weltengange
Durchs unbegrenzte Reich der Ewigkeit,
Wirf — nahebst du der kalten Erde wieder —
Noch einen Strahl des Mitgeföhls hernieder
Auf alles ausgerung'ne Menschenleid!

* * *

Larmartine.

Die Zeit der Romantik wurde politisch eingeleitet. Das Liebküßeln Ludwig des Achtzehnten mit dem Klerus, die Zurückberufung der Jesuiten und ihre raschen Erfolge in der höfischen Gesellschaft führten das ausgelassene Paris in den Mutter-schooß der Kirche zurück. Man war fromm geworden. Man war wieder reif für eine wohlstandige, unterwürfige, gott-ergebene Poesie, und in dem guterzogenen, andachtstifrigen Höfling Alphonse Marie Louis Prat de Lamartine erstand ihr Priester.

Lamartine wurde im Jahre 1791 in Mâcon, der schön-gelegenen Burgunderstadt, geboren, widmete sich der diplo-matischen Laufbahn und brachte es bis zum Minister des Auswärtigen. Als Napoleon III. zur Regierung kam, zog er sich ins Privatleben zurück. Die von einer reichen Eng-länderin erheiratete Mitgift schwand allmählich dahin, und der Dichter mußte im Alter darben. Zwei Jahre vor seinem Tode 1867, wurde ihm von der Regierung die Auknießung eines Kapitals von 500000 Franks gewährt.

Die Nachkommenschaft der französischen Revolutions-helden war schon so weit gediehen, daß sie gern die Melodie aufnahm, die sie bei Hofe erlauschte, daß sie mit Vergnügen tanzte, wie man oben pfiß. Die Musik brauchte nicht einmal vergnüglich zu sein. Selbst ihre feierlichen Klänge wurden mit frommem Augenausschlag stumm be-wundert. So konnte es nicht fehlen, daß die weihevollte Lyrik, mit der Lamartine um das Jahr 1820 die Hofgesellschaft zur Andacht rief, auch in den breiteren Volksschichten die weichen Herzen rührte und beseligte. „Man las ihn mit Thränen und Überschwang“ erzählte Sainte-Beuve*). Lamartine war das Muster einer Stütze für Thron und Altar. Doch

*) Sainte-Beuve, *Premiers Lundis*. I. (Paris 1874).

muß man an seinen Gedichten Schwung und Empfindung bewundern. „Lamartine gefällt, entzückt durch eine verborgene, süße Melodie, von der man eingewiegt wird,“ urteilt Charpentier.*) Seine feierliche Kunst offenbart sich in der Hymne:

Das Gehef.

Des Tags erhabner Fürst, in seines Ruhms Behagen
Entsteigt er feierlich dem goldnen Siegeswagen.
Hellglänzendes Gewölk verbirgt die Majestät,
Indeß ein Feuerstreif noch ihren Pfad verrät.
Von Purpurröte wird der Himmel überflogen.
Als mächt'ge Ampel taucht hoch am azurnen Bogen
Der Mond, der güld'ne, auf und schwebt im Lüftereich.
Die langen Strahlen ruh'n auf Wiesen, stumm und bleich.
Die Berge zieh'n ums Haupt den schwarzen Dämmersehleier.
Um diese Stunde ruft Natur zur Andachtsfeier, —
Zur Stunde, wo der Tag verhallt, die Nacht erwacht,
Blickt sie zum Schöpfer, der den Tag schuf und die Nacht,
Beut sie dem ew'gen Gott mit dankberedten Zungen
Des ganzen Schöpfungswerks glanzvolle Huldigungen.

Dem Einz'gen bringt Natur ein einz'ges Opfer dar:
Ihr Tempel ist die Welt, die Erde der Altar.
Der Himmel ragt als Dom. Die Sterne, nicht zu zählen,
— Gedämpfte Lichter von weltabgeschied'nen Seelen —
Am großen Firmament in Ordnung eingereiht,
Sind Weihkerzen für des Tempels Herrlichkeit.
Und jene Wolken, die erglühn beim Tagescheiden
Und die der Wind zerzaust und deren Glocken, seiden

*) J. P. Charpentier, *La Littérature Française au 19. siècle.* (Paris 1875.)

Und purpurfarbig, er im Ätherraum zerstreut:
Des Weihrauchs Dämpfe sind's, daran sich Gott erfreut
Und deren Duftrausch sich vor seinem Thron entfaltet,
Wenn Priesterin Natur des frommen Amtes waltet.

„Dichten war für mich immer gleichbedeutend mit Beten,
es galt mir als die schönste und schärfste Form des Denkens“,
erklärt Lamartine in einem seiner Briefe.*)

* . * *

Der Alexandriner und der Reim im Französischen.

Wie schon bei dem kraftvollen Satiriker Barbier stellte sich auch bei dem schmiegsamen Verbeugungskünstler Lamartine der altehrwürdige Alexandriner wieder ein. Man kann kaum von der französischen Poesie sprechen, ohne dieses Jahrhunderte hindurch festgehaltenen, urfranzösischen Versmaßes Erwähnung zu thun. Daß der Alexandriner — ein zwölf- bis dreizehnfüßiger, in der Mitte geteilter Vers — an sich langweilig sei, ist eine Verleumdung, die nur aufkam, weil unsere deutsche Nachbildung des echten französischen Alexandiners ein allerdings recht langweiliges Ungethüm ist.**) Der schulmeisterliche Martin Opitz von Boberfeld hat diesen Vers im Anfang des 17. Jahrhunderts aus Frankreich eingeführt und so nachgeformt:

*) Jules Lemaitre, Les Contemporains. Sixième Série. (Paris 1896).

**) Sigmar Mehring, Deutsche Verslehre. (Reclams Univ.-Bibl. No. 2351—2352).

Die Sonne macht mich kalt, der Tag verfinstert mich;
Ich geh' und weiß nicht wie, ich geh' und suche dich

In diesem eintönigen Silbenfall haben ihn alle unsere Dichter, die je den Alexandriner im Deutschen anwandten, bis heutigen Tages erhalten. Kein einziger folgte der Versuchung, jenen Vers so frei nachzubilden, wie er im Französischen auftritt. Dort nämlich besitzt er eine Beweglichkeit, die einigermaßen für den abwechslungsreichen antiken Hexameter und für unseren alten, geschmeidigen Nibelungenvers Ersatz bietet. Ein kleiner Versuch sei hier mit der Übertragung eines Gedichtes von Lamartine gewagt:

Der Schmetterling.

Aufleben mit dem Lenz und sterben mit den Rosen, —
Vom Zephyr weich gewiegt, schwimmen in blauer Luft, —
An der knospenden Brust holder Blümelein kosen
Bis zum dreifachen Rausch von Licht, Farbe und Duft, —
Dann abschütteln den Glanz von seinem jungen Leben
Und wie ein leiser Hauch ins Weltenall entschweben:
Das ist des Schmetterlings vielgepriesenes Los!
Das Los der Sehnsucht, die, ohne sich zu genügen,
Nach allem Möglichen hascht in ruh'losen Zügen,
Bis sie endlich ihr Heil sucht in des Ew'gen Schoß.

Es fragt sich aber, ob die Einführung dieses echten französischen Alexandriners für uns ein Gewinn wäre. Die rhythmische Vielseitigkeit unserer Sprache bedarf dieses Zuwachses nicht, und wir können auch aus Gründen der Knappheit darauf verzichten. „Der sechsfüßige Jambus ist für uns Deutsche zu lang, wir sind gewöhnlich schon mit fünf Füßen fertig.“ urtheilt Goethe.*)

*) Eckermann, Gespräche mit Goethe.

Eine gewisse Steifheit war bis zu dem Auftreten Victor-Hugos mit dem französischen Alexandriner doch verbunden: Der Zwang, daß der Vers durchaus in zwei gleiche Hälften geteilt werden mußte.

Noch zopfiger als diese „Dichter-Regel“ ist die Lehre vom französischen Reim. Die Art des Gleichklangs, die in allen Kultursprachen als Reim gilt, genügt den Franzosen nicht. Bei ihnen fängt der Reim erst an, wenn er bei anderen aufhört, Reim zu sein.*) Der Reim „amour: jour“ ist für sie ein Notbehelf, die Klangverbindung „enchanté: volupté“ gilt ihnen als echter Reim. Und noch sonderbarer: je mehr Buchstaben vor dem Vokal der Reimsilbe in beiden Reimwörtern miteinander übereinstimmen, desto schöner erscheint ihnen der Reim. Reicher als „sortit: petit“ ist der Reim „appétit: petit.“ Die Merkwürdigkeit dieser Reimweise erklärt sich aus dem Bestreben, den Gleichklang am Versschluß vor den unzähligen Gleichklängen in der Sprache selbst auszuzeichnen. Die französische Sprache leidet an einer Überfülle reimbarer Wörter, die dadurch noch lästiger wird, daß die Klangverschiedenheit weit geringer als in anderen Sprachen, zumal in der deutschen, ist. Für unser Ohr werden daher die französischen Reime, mögen sie noch so „reich“ d. h. buchstabenreich aneinandergereiht sein, immer eintönig, sehr häufig sogar mißtönig klingen.

* * *

Alfred de Vigny.

Ein Vorläufer der Romantik war der vornehme Alfred de Vigny, dem 1797 zu Loches in der Touraine eine:

*) Sigmar Mehring, Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung. Berlin 1889.

gräßliche Mutter das Leben gab.*) Er wurde Soldat, nahm aber 1828 als Kapitän seinen Abschied und ließ sich in Paris als Dichter nieder. Seine Balladen tragen den Titel: Poèmes antiques et modernes. Aus seiner dramatischen Thätigkeit ist eine Übersetzung von Shakespeares „Othello“ erwähnenswert, als ein litterarisches Ereignis für die damals noch shakespearefremden und shakespearefeindlichen Franzosen. Alfred de Vigny starb im Jahre 1863. Seine Verse zeigen aristokratische Wohlerzogenheit, ihr Charakter ist ritterlich und stolz, ihre Form sorgsam gepflegt. Aus den antiken Gesängen sei hier ein kleiner Beitrag ausgewählt:

Das Bad der Römerin.

Vor ihr kniet nieder die Aegypterin
Und hält den blanken Stahl als Spiegel hin.
Ein Griechenschmädchen handhabt mit der Rechten
Das Isishorn und knüpft die üpp'gen Flechten.
Milesterinnen lösen ihr Gewand,
Mit Milch wäscht ihr die Füße Sklavenhand.
Und Rosenwasser füllt die Marmorschale,
Darein sie taucht. Dem läst'gen Sonnenstrahle
Wehrt rasch ein Vorhang. Ein Latinerkind
Bestreicht mit Salben sie behutsam, lind.
Das Licht steigt flimmernd in die Fluten nieder
Und schmiegt sich buhlerisch um ihre Glieder.
Jungfrauen bringen Blüten, voll und bunt,
Und streu'n sie über's feuchte Beckenrund,

*) Nach Gustave Lanson, Histoire de la Littérature française. — Sainte-Beuve beging erst den Irrthum, ihn um 2 Jahre jünger zu machen, „ohne daß er in anderen Dingen sehr empfindliche Dichter widersprochen hätte.“ (Sainte-Beuve, Portraits Contemporains, II.)

Ob Der auch trübe Tage zähle,
Dem sich erschließt des Weibes Herz,
Die Thränen sind das Bad der Seele, —
Die schönsten Lieder zeugt der Schmerz.

Wen alle Herzen von sich weisen,
Der fühlt sich schon als Jüngling alt.
Lieblosigkeit macht uns zu Greisen,
Wenn noch das Haar uns braun umwallt.

— Nur Prüfungszeit ist dieses Leben!
Der Mensch muß unsterblich Tag für Tag
Gleich einem Flusse vorwärts streben,
Ob mancher Reiz ihn fesseln mag.

Und zögert er an einem Orte,
Wo blumenreich das Ufer winkt,
Gleich tönen ihm die Donnerworte:
Marsch! Vorwärts! — Und die Welt versinkt.

„Schlichte Verse von ehemals“, urteilt Sainte-Beuve,
„aber aus reinem Born geschöpft und erfrischend.“*)

* * *

*) Sainte-Beuve, Portraits Contemporains. III. (Paris 1870).

Victor Hugo.

Unter den Lyrikern der romantischen Schule, ragt als der gefeiertste Victor Hugo hervor. Seine Wiege stand dem Rhein näher, als der Hauptstadt Paris, nämlich in dem Festungsorte Besançon. Dort wurde er im Jahre 1802 geboren. Sein Vater war General. Victor Hugo gehörte also, wie man in unserer Umgangssprache geschmackvoll zu sagen pflegt: den „besseren Ständen“ an. Er genoß denn auch eine sehr gute Erziehung, durfte schon in jugendlichem Alter Italien und Spanien kennen lernen, erhielt aber seine geistige Ausbildung in Paris. Schon im Alter von 20 Jahren heiratete er eine Jugendgespielin. Zwei Jahre vorher wurde er zum ersten Male preisgekrönt, und zwar in Toulouse, für zwei schwungvolle Oden. Hohes Pathos und etwas weit-schweifige Rhetorik ist allen seinen Dichtungen eigen, gleichviel in welcher Form er sich äußert. Und Victor Hugo hat alle Gattungen der Dichtkunst gepflegt, er war gleich bedeutend in der dramatischen, wie in der epischen und lyrischen Poesie. Im Jahre 1830 fand die erste Aufführung seines Dramas „Hernani“ statt, unter Kämpfen, wie sie das „Théâtre français“ weder vorher, noch nachher je erlebt hat. Die Gegner der jungen, romantischen Schule, die Anhänger der stolzbeinigen, altfranzösischen Klassicität, wandten die außer-gewöhnlichsten Mittel an, den jungen Dichter zu unterdrücken. So wurde u. a. das Publikum während der Vorstellung mit einem Regen von Papierschnitzeln überschüttet.*) Aber dieser papierne Angriff versagte, Victor Hugo ging als Sieger hervor.

Von seinen Romanen ist der kurz darauf erschienene: „Notre-Dame de Paris“ am meisten in Frankreich und im Auslande bekannt geworden. Des Dichters energisches Auftreten gegen Napoleons III. Anmaßung der Herrschergewalt

*) Paul Lindau, Dramaturgische Blätter II. (Stuttgart 1877.)

zwang ihn in die Verbannung. Er blieb in Frankreichs nächster Nähe auf den in englischem Besitz befindlichen Kanalinseln, zuerst auf Jersey, dann auf Guernsay, wo eine noch zum großen Teile französisch redende Bevölkerung lebt. Aunderthalb Jahrzehnte vergingen, ehe der Dichter — zwei Tage nach dem Sturze Napoleons — seine Heimat, sein Paris wiedersehen durfte. Im Alter von 83 Jahren wurde er dort — 1885 — unter der Teilnahme der ganzen Bevölkerung mit königlichen Ehren zu Grabe getragen.

Victor Hugo ist die Verkörperung der poetischen Feierlichkeit. Er fühlt sich als regierender Dichterkönig und liebt den tönenden Pomp. Auch seine lyrische Dichtung ist stark durchsetzt von der Wortfülle und dem Redefluß des Dichters. Knapp zu sein, war ihm schwer möglich. Wenn er zu dichten angefangen, da dauerte es lange, ehe er zu dichten wieder aufgehört.

Indessen schuf er, der in allen Sätteln gerecht war, auch eine Menge kurzer volkstümlicher Lieder. So das

Ständchen.

Es tagt, und nur dein Haus umnachten
Die Läden noch! Warum noch ruh'n?
Die Rosen alle schon erwachten, —
Willst du denn nicht ein Gleiches thun?
O hör', du Süße,
Den Liebsten hier!
Er jubelt Gräße
Und fleht zu dir!

Aufmunt'rer nah'n in schönem Gliede. —
Das Frührot ruft: Der Tag ist nah!
Das Vöglein ruft: Dein harret der Friede!
Laut ruft mein Herz: Die Lieb' ist da!

O hör', du Süße,
Den Liebsten hier!
Er jubelt Grüße
Und steht zu dir!

Dir, Göttin, sei mein Heil verschrieben!
Dich für' ich, Lieblichste der Frau'n! —
Gott schuf mein Herz nur, dich zu lieben,
Mein Auge, deinen Reiz zu schau'n.

O hör', du Süße,
Den Liebsten hier!
Er jubelt Grüße
Und steht zu dir!

Dieses Gedicht zeigt den echten Romantiker. Während die Liebeslieder Bérangers aus der Zeit heraus gedichtet sind und fast in jeder Zeile die Kämpfe des Tages wiederhallen lassen, wählt Victor Hugo hier den Styl der mittelalterlichen Troubadours, nur, daß er geistreicher ist und mit scharfgeprägten Antithesen die verliebten Seufzer würzt. — An die längst entschwundene Ritterzeit gemahnt auch ein anderes Lied, in dem sich schon eine stärkere Empfindung, eine gewisse Leidenschaft meldet:

Erwartung.

Klimm auf, Eichhörnchen! Klett're, steige
Bis zu der Krone dünnstem Zweige,
Der wie ein Rohr schwankt ab und auf!
Ihr Störche, des Gemäuers Gäste,
Schwingt euch, gestützt vom schnellen Weste,
Vom Kirchlein hoch zum Wall der Weste, —
Vom Dachstuhl auf des Burgturms Knauf.

Gewalt'ger Art, von deinem Sitze
Steig auf zur schnee'gen Felsenspitze,
Des Berges altersbleichem Haupt.
Und du, — die lust'ge Liebesproben
Schalmeit, eh' sich der Tag erhoben,
Großlaun'ge Lerche, schweb' nach oben
Zu Höh'n, wo man den Himmel glaubt.

Und dann, und dann, vom Eichen-Wipfel,
Vom Knopf des Turms, vom Bergesgipfel,
Vom Himmel, wo die Sonne blinkt,
Könnt ihr durch Nebelfernen spähen?
Bemerkt ihr einer Feder Wehen,
Und ist ein leuchend' Roß zu sehen,
Das meinen Liebsten wiederbringt?

Man beachte in diesem Gedicht auch die kunstvollere Form und die dramatische Zuspitzung. — Realistisch klingt ein Frühlings-Lied, das jugendliches Feuer verrät und auch etwas von dem Kriegsgeschrei seiner Entstehungszeit angenommen zu haben scheint. Schon der Titel weist darauf hin:

Dem Kriegsschauplatz des Frühlings.

Hurrah! Sieg! — Die frohe Kunde
Meld' ich in Poetenpflicht
Als der frühen Morgenstunde
Allerneu'sten Kriegsbericht.

Von den Höhen hallt es wieder,
Was ich jubelnd ausposaunt:
Frühling warf den Winter nieder,
Frühling siegte! Hört und staunt.

Anne läßt den Holzschuh stehen,
Denn ihr Füßchen fröstelt kaum.
Eines neuen Hauches Wehen
Füllt den blauen Weltenraum.

Lieder jauchzt die Waldgemeinde,
Da des Winters Wehrkraft brach.
Spöttelnd jagt der Mai dem Feinde
Eine Ladung Blüten nach.

Der volle Zauber der Romantik weht uns aus einem
graziösten Liebe entgegen, das in die „Legende von den
irrenden Rittern“ eingeflochten ist:

Laß uns flieh'n . . .

Laß uns flieh'n in's Reich der Träume.
Wie du lockst, entführ' ich dich!
Hier zwei Zelter, die ich zäume.
Vöglein grüßen dich und mich.

Ich — dein Herr und deine Beute!
Komm, bald bricht die Nacht herein.
„Strohstinn“ soll mein Renner heute,
Deiner soll „die Liebe“ sein.

Eine Reise voll Genüsse!
Seit' an Seite trabt das Paar,
Statt des Hafers biet' ich Küsse
Unfern beiden Rößlein dar.

Wie sie stampfend vorwärts drängen!
Und schon seh' ich beide weit:
Meins das Thor der Sehnsucht sprengen,
Deins das Thor der Seeligkeit.

Etwas muß man mit sich tragen, —
Lieb war uns des Bündels Druck:
Recht viel Wünsche, einige Klagen
Und all' deiner Reize Schmuck.

Wie die frechen Späzen höhnen!
Denn sie hören ganz genau
Meines Herzens Ketten tönen,
Die du wandest still und schlau.

Braune Nacht umarmt die Eichen.
Und aus Buschwerk und Gesträuch
Guschelt's mit geheimen Zeichen
Uns entgegen: Liebet euch!

Tief im Wald, im nächtlich feuchten, —
Komm! Sei lieb! Mich faßt ein Rausch.
Soll' dem Trieb, dem aufgeschreckten,
Komm zu süßem Wonnetausch.

Und es hält mit Klageliedern
Nachtigall vor Staunen ein.
Nixchen mit den weißen Oeliedern
Tauchen auf und kichern fein.

Und sie wispern zu einander:
„Wir sind närrisch! Während dort
Hero lehnet an Leander,
Kinnt uns unser Bächlein fort.“

Doch dem Sonnenland entgegen
Lustig weiter ziehen wir,
Und die Liebe bringt uns Segen:
Mir den Ruhm, den Reichtum dir.

Uns're Zauberrosse tragen
Uns empor zum Wolfenzelt,
Ins Gebiet uralter Sagen,
In die weite Glimmerwelt.

Sönnt ein Gasthaus wo uns Muße,
Zahlen wir für's kurze Glück:
Ich mit meinem Schülergruße,
Du mit deinem Mädchenblick.

Also sind wir zwei ein Pärchen:
Ich der Graf, die Herrin du!
Komm! wir raunen unser Märchen
Heute noch den Sternen zu.

Schlichtheit des Gefühls ersetzt Victor Hugo durch Anmut und Formensöhne seiner Lieder, — ehe er seine Liebste umarmt und küßt, hält er ihr eine weisevolle Rede, aber immerhin eine geistreiche und kunstgewandte. So in dem Liede:

„Puisque ici bas . . .“

Wie jedes Seelenleben
Im Schöpfungsdrang
Strebt andern hinzugeben
Duft, Farbe, Klang —

Und wie in Zorn und Güte
Nach jedes Art
Der Dorn hier, dort die Blüte
Sich offenbart —

Wie Wind am Frühlingsmorgen
Durch Eichen streicht —
Und wie die Nacht den Sorgen
Den Schlafrunk reicht —

Und wie der Vogel Lieder
Den Zweigen schenkt —
Wie auf die Saaten nieder
Der Tau sich senkt —

Wie selbst die kühle Welle
Das Ufer küßt,
Da es zur Ruhestelle
Ihr worden ist:

So geb' ich dir zur Stunde
Als Eigengut
Was mir im tiefsten Grunde
Der Seele ruht.

Empfang' die Liebesgrüße,
Die trüb sind, schau'!
Und dich benezen, Süße,
Mit Thränentau.

All' meines Strebens Wonne
Sei dir geweiht,
All' meines Lebens Sonne
Und Dürsterheit —

Der heiße Rausch im Ringen
Um deine Gunst —
Das Klingen und das Singen
All' meiner Kunst —

Mein Herz, das frei und offen
Nach Edlem drängt,
Das zwischen Tod und Hoffen
An deinem hängt —

Mein Lied, das dein Erscheinen
Zu träumen meint,
Das, wenn du weinst, muß weinen
Und häufig weint!

Nimm, die in Lebensfluten
Mir strahlt als Stern,
All meiner Liebesgluten
Urtiefsten Kern!

Den ersten und vielleicht größten Erfolg verdankt Victor Hugo seiner im Alter von 26 Jahren herausgegebenen Gedichtsammlung: „Orientales.“ Diese orientalischen Gesänge führten das französische Publikum in eine ganz neue Welt. Wir Deutschen waren schon anderthalb Jahrzehnte früher durch Altmeister Goethes „West-östlichen Divan“ und kurz darauf noch intimer durch Rückerts „Oestliche Rosen“ in jene eigenartige Poesie des Morgenlandes eingeweiht worden. Den Franzosen war sie fremd geblieben und ist sie es eigentlich noch heute. Denn Victor Hugo gab in seinen orientalischen Gesängen nicht sowohl die wundersame Kunst der morgenländischen Dichter wieder, als vielmehr seine eigene, mehr oder weniger phantastische Anschauung von jener fremden Welt. Auch in der Form wagte er sich nicht an die merkwürdige Gestaltung orientalischer Verskunst, an die Schafelen und Makamen, die Rückert, Platen und Bodenstedt so meisterhaft nachbildeten, sondern begnügte sich mit dem Ausbau der heimischen Versarten, wobei er es freilich zu großer Vollendung brachte.

Einen tragischen Vorgang erzählt Victor Hugo mit dem lebhaften Schwung des echten Dramatikers in der Romane:

Der Schleier.

Was habt ihr, Brüder? Sagt, was wollt ihr?
Ihr starrt gesenkten Hauptes auf mich.
Mit furchtbar droh'nden Blicken glollt ihr,
Wie Leichensackeln schauerlich.

Das Hüfttuch ist zerstört von Schlingen, —
Ihr bergt die Hand im Gürtelknäuf,
Und halbgezückte Dolche blitzen,
Als wüßten sie des Zieles Lauf.

Der älteste Bruder.

Hobst du den Schleier heut von deinem Antlitz auf?

Die Schwester.

Ich bin im Frauenbad gewesen.
Und unterwegs vor jedem Blick
Der Gjaurs und der Albanesen
Zog ich verschleiert mich zurück.
Bei der Moschee, — auch weiter oben —
Mir ist's nicht mehr erinnerlich —
Hat plötzlich sich ein Wind erhoben,
Der Schleier hob — — bewegte sich

Der zweite Bruder.

Grab' ging ein Mann vorbei, in grünem Kastan? Sprich!

Die Schwester.

Ja — möglich! — Aber jenem Frechen
Hat sich mein Antlitz nicht enthüllt.
Was giebt's? Ich hör' euch leise sprechen, —
Wovon? Ich ahn' es angsterfüllt.
Ihr sinnt auf Blut! Bei meiner Seele,
Ich schwör's, daß nichts mich ihm verriet.
O Gnade! Furcht schnürt mir die Kehle!
O schont das Weib, das vor euch kniet.

Der dritte Bruder.

Rot war die Sonne heut, da sie am Abend schied.

Die Schwester.

O Gnade! Nichts hab' ich verbrochen!
Ihr stürzt' mit Dolchen auf mich zu — —
Von meinem Brüdern — ich — erstochen!
Mein Schleier! Reiner Schleier du!
Ihr guten Brüder, nehmt mich wieder!
Reicht mir die Hand zur Stütze her!
Ich fühl's! Auf meine Augen nieder
Fällt schon ein Schleier, schwarz und schwer.

Der vierte Bruder.

Den Schleier wenigstens wirst du nicht läften mehr!

Ein Gedicht aus den „Orientales“ hat der auffallende Strophenbau berühmt gemacht: „Die Dschinns.“ Unter Dschinns versteht man im Orient böse Geister, die Nachts in unheilvollem Zuge durch einsame Gegenden schweifen und den Menschen und seine Kulturstätten gefährden. Victor Hugo schildert diesen Vorgang mit der stürmischen Kraft seiner Sprachgewalt und in höchst kunstvollem Aufbau. Er setzt mit einer ganz kurzzeiligen Strophe ein, dehnt die Verse von Strophe zu Strophe bis zur achten, — wo der Geister-spuk den Höhepunkt erreicht, — in gleichmäßiger Steigerung aus und verkürzt sie dann wieder in der umgekehrten Ordnung. Diese Form darf nicht als leere Versspielerei angesehen werden, sie ist mit dem Inhalt organisch verknüpft. Als „ein Wunder der Verskunst“ bezeichnet sie Brandes.*)

*) Georg Brandes. „Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts.“ V.

Die Dschinns.

Wall, Hafen
Und Stadt, —
All' schlafen,
Und glatt
Zerschellen
Die Wellen,
Sie schwellen
Nur matt.

Und ein Tönen
Fern erwacht,
Banges Stöhnen
Ist's der Nacht.
Erde zittert
Angsterschüttert,
Denn sie wittert
Böse Nacht.

Ein Geisterflüstern
Berührt das Ohr.
Es taucht im Düstern
Ein Zwerg empor.
Die Flut bezwingt er
Und überspringt er,
Auf Wogen schwingt er
Sich mählich vor.

Tiefe Bässe brummen!
Echo trägt es fort.
Dampf, wie Glockensummen
An verwunsch'nem Ort, —
Wie der Menge Surren,
Wie des Pöbels Knurren,
Das mit wirrem Murren
Tötet jedes Wort.

Das sind die Grabesstimmen
Der Dschinns! — O welch' ein Graus!
Entflieht! Entflieht dem schlimmen
Gezlicht! Ins Kellerhaus!
Daß Keiner Zeit verscherze!
Denn schon verlischt die Kerze,
Des Schattens frost'ge Schwärze
Dehnt sich gespenstisch aus.

Seht ihr, wie sich's wirbelnd, rasselnd
Schemenhaft heraubewegt?
Horch! Der Taurus wird wie prasselnd'
Dürholz splitternd fortgefegt.
Durch das Grausen, durch das nächt'ge,
Wächst die Horde, die verdächt'ge,
Wie die fahle, unheilträcht'ge
Wolke, die den Zunder trägt.

Da sind sie! Laßt uns Allah loben,
Daß uns beschützt dies Erdgeschloß.
Welch' ein Getös! Welch' wütig' Toben
Von dieser Drachen ekkem Troß!

Des Siebels Balken muß sich biegen,
Wie Halme, die im Winde fliegen.
Es knarren Täfelung und Stiegen,
Am Thore klirrt das rost'ge Schloß.

Ein Höllnlärm! Dies Heulen und Gezeter!
Weh' uns! Jetzt trifft der Polterschlag auf's Dach!:
Das dröhnt! Erbarme dich, Gott meiner Väter!
Dem Schreckheer weicht das Meer selbst willensschwach.
Es ächzt der Bau in allen Balkenlagen.
Das Haus scheint wie vom Sturme fortgetragen,
Als sollt' es stracks in wilden Strudel jagen.
Und wieder donnert jählings Krach auf Krach.

O Muhamed! Laß der Dämonen
Ungläub'ge Schar vorüberzieh'n.
Mit heil'gem Eifer will ich's lohnen,
An deinem Grabe will ich knie'n.
Sieh, daß der Spuk mich nicht bedränge,
Daß mich der Bluthauch nicht versenge.
Laß mich der Tollwut ihrer Fänge,
Laß ihren Krallen mich entflieh'n.

Ah! Sie wenden! And're Wege
Nimmt der Rotte Sturmgebraus.
Schwächer wird die Wucht der Schläge
Gegen das bedrohte Haus.
Wie sie klirrend, kreischend weichen
Und am Forst vorüberstreichen,
Wanken selbst die stolzen Eichen
Vor dem satansthollen Saus.

Noch rauscht es her, verschwommen,
Wie aus entleg'ner Welt.
Will's geh'n, — will's wiederkommen?
Es wogt und kämpft im Feld.
Wie Zirpen schwirrt's, von großen
Heuschrecken ausgestoßen,
Wie Hagel, der in Schloßen
Auf's Zinddach niederfällt.

Fremde Laute hallen,
Weit uns hergesandt.
Wie ein Hörnerschallen
Von Arabiens Land,
Wie ein seltsam' Singen
Will es zu uns dringen, —
Traumverlor'nes Klingen,
Das im Traum uns bannt.

Die Dschinns, der Oede
Toddüst'res Heer,
Zieh'n wild und schöne
In Nacht daher.
Es ist ihr Grollen
Wie Wellenrollen
Im unruhvollen
Tiefinnern Meer.

Auch das Belle
Sänftigt sich,
Wie die Welle
Formlos wich, —

Wie die leise
Seufzerweise,
Dem zum Preise,
Der verblich.

Und droben
Kein Schall!
Zerstoben
Der Schwall.
So gehen
Ideen,
Verwehen
Im All.

„Die Sehnsucht ist die Form des romantischen Strebens, die Mutter all' seiner Poesie“, sagt Brandes.^{*)} Und indem sich der Romantiker der Sehnsucht hingiebt, „jagt er egoistisch seinem persönlichen Glücke nach.“ Das aber ist nicht die Aufgabe eines großen Dichters, von ihm verlangt man „Freiheitsthaten,“ das selbstlose Eintreten für die Befreiung anderer, die „in den Kerkern der Unwissenheit, der Dummheit und der Knechtschaft sitzen.“ Und Victor Hugo erweist sich als einer der Großen.

Die politischen Wechselströmungen, die gerade während seiner Lebensdauer das französische Volk aufregten und erschütterten, ergriffen auch sein Dichterherz und schufen in seinem Innern gewältige Umwälzungen. Victor Hugo, der mit einer aristokratisch empfundenen Lobhymne auf das Kaisertum seine Künstlerlaufbahn angetreten hatte, wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt demokratischer und zuletzt so revolutionär, daß er nach dem Staatsstreich Napoleon III. (am 2. Dezember

^{*)} Georg Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. II.

1852) als einer der ersten auf die Proskriptionsliste gesetzt wurde und außer Landes fliehen mußte.

Man muß sich vergegenwärtigen, was Victor Hugo alles erlebt hatte, um den vollständigen Wandel seiner Gesinnungen zu verstehen. Als dreizehnjähriger Knabe hörte er die Kunde von der Rückkehr Napoleon I. aus Elba, hörte er den Jubel des Volkes, das der Kaiser noch einmal in kurzem Siegestaumel fortriß. Schon vier Monate später saß Ludwig XVIII. auf dem Thron, dem 1824 sein Bruder Karl X. folgte. Im Juli 1830 hatten die pfaffenfreundlichen Bourbonnen abgewirtschaftet, und im August wurde der Orleanistenproß Louis Philipp „Bürgerkönig.“ Er hielt sich achtzehn Jahre. Die Revolution von 1848 leitete die zweite Republik ein, der Napoleon vier Jahre später ein Ende bereitete. Diese Unstetigkeit der Regierungsformen zwang auch den Dichter, und ihn vor allem, zur Teilnahme an den politischen Kämpfen.

„Von allen Treppen, die vom Dunkel zum Licht führen, ist die schwierigste und verdienstvollste zu erklimmen sicherlich die, geborener Aristokrat und Royalist zu sein und Demokrat zu werden,“ bekennt Victor Hugo in einer seiner Vorreden. Er hat die Wandlung tapfer durchgerungen. In der „Légende des Siècles,“ deren erster Teil 1859 erschien, stellt er die Phasen der Menschengeschichte dar, die durch Nacht zum Licht emporstrebt. Es ist echte, freisinnige Aufklärungspoesie. Von diesem Geiste zeugt die jenem Buche entnommene Satire:

Die Meinung des Momotombo.

(Der Momotombo ist ein feuerspeiender Berg im Westen von Nicaragua, Mittelamerika, das drei Jahrhunderte lang, bis 1821, unter spanischer Herrschaft stand).

Hispaniens Kön'ge, die mit Unmut sah'n,
Welch' Unheil angerichtet manch' Vulkan,
Befahlen, daß man jeden taufen solle.
Die Berge fügten sich in diese Rolle.
Und nur der Momotombo widerstand.

Ein Priester nach dem andern, in der Hand
Das Sakrament, geweiht vom heil'gen Vater,
Stieg, fromm gen Himmel blickend, auf zum Krater, —
Und Keiner, dem ein Rückweg sich erschloß.

O Momotombo, kahler Felskoloß,
Der träumend überblickt die Meeresfluten,
Greis im Tiaraschmuck aus Lavagluten,
Warum, so oft man sich bemüht um dich,
Verschmähstest du die Botschaft Gottes? Sprich!

Da unterbricht der Berg sein Donnerrollen,
Und aus dem Krater schwer die Worte quollen :

Ich war dem früh'ren Gott nicht zugethan.
Der Hitz! Niemand durst seinem Golde nah'n,
Und Menschen fraß er! Faulig war sein Rachen
Vom Blut schon, wie das Maul raubgier'ger Drachen.
Als Tempel war ein Felsblock festgerammt,
Ein Henkersknecht versah das Priesteramt,
Gerippe grinsten um den Gott. Voll Gräuel
Riß er zum Opfer ganze Menschenknäuel.
Taub, mißgestalt, am Arme Schlangenbrut,
Sog er beständig eines Leichnams Blut
Und ließ im Blute seine Frage baden.
Oft muß ich meinen tiefsten Groll entladen.

Als dann von Morgen her auf schwankem Holz
Die weißen Menschen kamen, stark und stolz,
Empfing ich sie mit freundlichem Behagen.
„Das weiße Antlitz,“ mußte ich mir sagen,

„Weist auf ein Herz, das wie der Himmel rein.
Ihr Gott kann nur ein Gott der Gnade sein.
Aufhören — dacht' ich — wird nun all das Morden.“

Verhaßt war mir der alte Priesterorden.
Doch als ich sah, was nun der neue bot,
Wie ringsum mir zu Füßen flammeurot
Die sengende Inquisition entbrannte,
Die grimmige, die sich „die heil'ge“ nannte, —
Als ich durchschaute Torquemadas Geist,
Wie er auslegen ließ, was „christlich“ heißt,
Wie er erleuchtete die armen Heiden,
Und wie die Keger mußten Märtern leiden, —
Als mir in Lima Wehgeschrei verriet,
Wie man im Feuer zarte Kinder briet,
Wie auf der Folter sich die Opfer reckten
Und Flammen heiß an Frauenbusen leckten, —
Als mich der widerwärt'ge Dunst umfieng,
Der aus von euren Scheiterhaufen ging:
Erkannt' ich, der ich innre Blut nur schüre,
Daß mich ein trügerischer Schein verführe.
Des fremden Gottes Trost hat mich belehrt:
Die Aenderung war nicht der Mühe wert.

Unerschrocken und frei gab Victor Hugo seine Anschauungen kund. Mit trockenem Witze höhnte er die Feinde der Wahrheit. Ungleich wuchtiger als Béranger, vernichtete er den Gegner oft mit einem gewaltigen Schlage. Kennzeichen möge diese sieghafte Kraft des grimmigen Dichters noch ein kleines, kostbares Kunstwerk aus seinen in der Verbannung gedichteten: „Châtiments“, dem „Buch der Züchtigungen“:

Das Kartenspiel.

Der Herr und Satan spielten.
Was sie in Händen hielten,
War irdisches Gezücht.
Zum Tische flog die Karte, —
Da kam hier Bonaparte,
Dort Massaf ans Licht.

Ein Pfäfflein, wenig rühmlich, —
Ein Prinz, glücksrittertümlich, —
Zwei Buben . . . kein Gewinn!
„Der Stich ist unbeträchtlich!“
Rief Gott und schob verächtlich
Das Paar dem Teufel hin.

Der schnitt die schönste Frage,
Griff zu mit hast'ger Tase:
„Danke, daß du die mir gabst!“
Zog ab und — ließ auf Erden
Den einen Kaiser werden,
Den andern aber Papst.

Rührend ist Victor Hugo als patriarchalischer Hausdichter. Den gemütvollen Deutschen wird vielleicht das schillernde Prunkgewand seiner königlichen Muse gerade hier befremden, wo schlichteste Einfachheit der Empfindung wirken soll. Aber es birgt sich doch unter dem stolzen Gewande der vornehmen Rhetorik ein mitteilbares Menschenherz voll gewinnender Liebe:

An der Wiege.

Im verhängten Stübchen
Auf dem Pfühle weich
Schlummert Mutters Bübchen,
Einem Engel gleich.
Seine Äuglein beide
— Unter Wimpernseide
Blind dem Erdenleide —
Schau'n das Himmelreich.

In dem Märchenlande
Seiner Phantasie'n
Wird aus starrem Sande
Funkelnder Rubin.
Und ihm flammen Sonnen,
Und er schaut Madonnen,
Die zu Edens Wonnen
Menschenseelen zieh'n.

Ihn entzückt im Traume
Eines Bächleins Lauf.
Aus dem Wellenschaume
Klingt ein Lied herauf.
Schwesterchen umringen
Ihn im Tanz und singen.
Bunte Falterschwinger
Bauscht Mamachen auf.

Schöne Wunder spielen
Ihm um Aug' und Ohr.
Aus den kahlen Tüfen
Blüht ein Rosenflor.
Muntre Fischelein schnellen
Durch den Teich, den hellen,
Und aus Silberwellen
Ragt das goldne Rohr.

Schlaf' nur! Deinen Sinnen
Droht kein Klagewort,
Daß die Tage rinnen
Und das Leben dorrt.
Wie auf Wasserbreiten
Algen ziellos gleiten,
So im Strom der Zeiten
Treibst du schlummernd fort.

Noch von Pflicht und Sorgen
Ruhst du unbeirrt,
Du, dem noch kein „morgen!“
Geist und Herz verwirrt. —
Dieser unschuldsreinen
Zarten Stirn des Kleinen
Drückt der Gram noch keinen
Stempel auf: „Was wird?“

Lichte Huldgestalten,
Die deß' kundig sind,
Wie Dämonen walten,
Seh'n das Menschenkind

Mit den rof'gen Wangen
Wehrlos, unbefangen,
Und sie faßt ein Bängen, —
Ihre Thräne rinnt.

Und die Englein nippen
An dem süßen Mund.
Auf den Kinderlippen
Wird ein Seufzer kund.
Doch ein leises Tuschchen
Heiß das Bübchen kuschchen,
Und die Englein huschen
Durch den Dämmergrund.

Auch die Mutter hörte,
Wie sich's regt, im Au, —
Dacht', ein Traumbild störte
Ihres Buben Ruh.
Schnell beruhigt, blickt sie
Auf ihn, lächelnd nickt sie
Und Kußhände schießt sie
Ihm beseeligt zu.

Und noch ein heiteres Stückchen aus seinem Cyklus:
L'art d'être grand-père. (Die Kunst, Großvater zu sein.)

Klein Hannchen.

Für irgend ein Verbrechen hatte man
Klein Hannchen eingesperrt. Ich schlich heran,

Und skrupellos, in frevelhafter Güte
Gab ich der Sünd'rin eine Zuckertüte.
Das war Auflehnung gegen die Gewalt!
Und jeder, dem die Ordnung heilig galt,
War tief empört. Nur Hannchen hat geschworen:
„Ich will auch nie mehr in der Nase bohren!
Ich laß mich nie mehr von dem Käzchen frau'n!“
Die andern schrie'n: „Das Kind kann Euch durchschau'n!“
Es weiß: wenn jemand zürnt, kommt Ihr es schützen.
Ihr müßt auch jede Unart unterstützen!
In alles mischt Ihr Euch! Ja, wenn im Haus
Kein Recht gilt, ist's mit der Erziehung aus.
Wer soll das Kind denn zum Gehorsam zwingen?“
— Ich stuzte. „Ihr habt recht in diesen Dingen,“
Bekannte ich. „Denn solche Duldsamkeit
War für die Völker schädlich allezeit.
Sperrt mich nur auch ein!“ — „Ihr verdient's entschieden!“ —
Da nickt das kleine Hannchen höchst zufrieden
Und schaut mit superflugem Blick empor
Und tuschelt zuversichtlich mir ins Ohr
Den ernstesten Trost aus dankbarem Gemüte:
„Dann bringe ich dir eine Zuckertüte!“

Als Abschluß ein paar Verse aus des Meisters philosophischen Dichtungen. „Wo sein Glaubensdrang von den unwiederlegbaren Erfahrungen der modernen Forschung erschüttert wird, fügt er sich den neuen Lehren, wie man sich einem Weltgesetz unterwirft.“*) Aber immer wieder hilft ihm seine heilige Kunst den grabenden Zweifel überwinden.

*) Sainte-Beuve, Portraits Contemporains. I. (Paris 1870).

Wo enden wir?

Wo enden wir? Wird's hier, wird's droben sein?
Trägt uns die Welle, hüllt uns Schatten ein?
Wo ist in dieser Wirrnis eine Lichtung?
Giebt die Geburt, giebt unser Thun die Richtung?
Und ist der Mensch auf Glücks- und Leidenspur
Selbstwilliger König oder Sklave nur?
O Unsichtbarer! Dieses eine deute:
Erschuffst du uns dem Zufall nur zur Beute?
Entschied die Krippe schon das Golgatha?
Für wen denn ist das weiche Nestlein da
Im grünen, sonnengoldverbrämten Laube?
Für's Vöglein oder wer es greift zum Raube?

Das Gemüt eines echten Dichters! Er klammert sich mit ganzem Herzen an die träumerische Hoffnung auf einen Sieg über den Tod.

* * *

Alfred de Musset.

Auch der zweite Ritter der romantischen Schule, Alfred de Musset, hat sich nicht auf die Lyrik allein beschränkt, wohl aber in ihr das schönste geleistet, was die französische Lyrik überhaupt aufzuweisen hat. Alfred de
Mehring, Die franz. Lyrik. 7

Musset war 8 Jahre jünger, als Victor Hugo, errang aber seine ersten Lorbeern fast zu gleicher Zeit mit ihm, nämlich 1829 als 19jähriger Jüngling durch die Herausgabe seiner „Contes d'Espagne et d'Italie.“ Den tiefsten Eindruck erzielte er 1837 mit den schwermutvollen Gesängen „Nuits“ („Nächte“). Sie waren der letzte Ausklang eines in frühreifer Jugend durchkämpften Romans, den er mit der um 6 Jahre älteren Schriftstellerin George Sand erlebt hatte. Von früh auf durch eine überschäumende Lebenslust zu Ausschweifungen aller Art verführt, verlor Musset zu bald die Selbstbeherrschung. Er starb im Alter von 47 Jahren, verlebt und zerrüttet, ein trauriges Opfer des Absinth. Von seinen umfangreicheren Schöpfungen erhebt das Epos „Rolla“ den Anspruch, als eine der besten Dichtungen Frankreichs zu gelten. Geistreich und voll lebenswürdigen Humors sind seine auch bei uns beliebten „Proverbes.“ Es sei hier nur an den kleinen Einakter erinnert: „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée.“ („Zwischen Thür und Angel“).

Mussets lyrische Gedichte zeichnen sich durch anmutigen Wohlklang und durch eine Innigkeit der Empfindung aus, die den Dichter uns Deutschen besonders nahe bringt. Wie zart und melodisch seine Lyrik ist, zeige das kleine

Lied.

Wem je, weil manches fehlgetroffen,
Zerstob sein Hoffen
Und Frohsinn schwieg,
Ihn kann nur mit dem Schmerz versöhnen
Die Macht des Schönen
Und die Musik.

Nichts tröstet, nichts kann mehr erbauen,
Als schöner Frauen
Holdseeligkeit, —

Nichts thut so wohl, als nachzuhängen
Süßgarten Klängen
Aus früh'rer Zeit.

Rein und keusch sind manche seiner Liebesgedichte, als kämen sie aus der Brust eines deutschen Sängers. In dem Lied: „An eine Blume“ zeigt sich auch die Erzählerkunst des Meisters. Mit feinsinniger Abwägung weicht uns der Dichter ganz allmählich, fast zögernd in sein schönes Geheimnis ein.

An eine Blume.

Du liebliches Erinn'rungszeichen,
O Blümelein, was willst du hier?
Du, Sunst noch werbend im Erbleichen!
Sag' an, wer sendet dich zu mir?

Sar weiten Weg bist du gekommen,
Vom stummen Siegel wohl verwahrt.
Hat dir wohl etwas offenbart
Die Hand, die dich vom Strauch genommen?

Bist du zum Welken nur entsprossen
Wie deiner Schwestern große Zahl?
Erblickt dein Kelch wohl noch einmal,
Und hält er Sinniges umschlossen?

Ich seh' in deiner Blüte Weiß
Die Anschuld glückversagend blinken,
Doch seh' ich scheu die Hoffnung winken
Aus deinem grünen Blätterkreis.

Bist du ein Sendling? Sieh dich freier!
Vertrau'! Ich weiß zu schweigen auch.
Ist eine Sprache dieser Hauch?
Ist dieses Grün vielleicht ein Schleier?

Wenn ich's erriet, so raun' mir's zu,
Du Botin, du geheimnisvolle!
Wenn nicht, — an meinem Herzen ruh'
Und wahre deine stumme Rolle!

Ich kenne wohl die kleine Hand,
An Launen reich und reich an Gnaden.
Die deinen bleichen Kelch umwand
Mit silberfeinem Seidenfaden.

O diese Hand! Wer fände schnell
Nur eine zweite, ihr vergleichbar?
Und gälte Venus als Modell,
Kaum einem Phidias wär's erreichbar.

Die Hand, geschickt zu tausend Dingen,
Ist schön und edel, weiß und weich.
Wer einst versteht, sie zu erringen,
Den macht sie glücklich, macht sie reich.

Doch sie ist klug und streng in Pflichten!
Mir sei genug, was ich erfuhr.
Sie soll uns nicht im Zorne richten:
Still, Blümchen! Laß mich träumen nur.



An diesem Lied ist auch die Form bemerkenswerth, wegen des unregelmäßigen Wechsels der männlichen und weiblichen Reime. Solche Willkür hat nie vorher ein französischer Lyriker gewagt. Mussset aber erlaubte sich mit lecker Absicht diese Nichtachtung äußerlichen Zwanges. Wie im Leben waren ihm auch in der Kunst alle starren Regeln zuwider, und er trotzte ihnen muthwillig. Eines gebrochenen Herzens hoffnungslose Schwermut, die seit dem ersten unglücklich verlaufenen Liebesrausch auf ihm lastete, breitet sich über die meisten seiner Lieder aus. Der Schmerz wird ihm fast zur Seligkeit. So kündet er es in dem Sonett:

Schwermut.

Hin ist die Kraft und hin das Leben,
Die Freunde und der frohe Sinn.
Und auch der hohe Stolz ist hin,
Der mich das Kühnste ließ erstreben.

Wohl reizte mich von Anbeginn
Die Wahrheit, der ich ganz ergeben.
— Als ich sie sah den Schleier heben,
Da war Enttäuschung mein Gewinn.

Und dennoch: sie ist unvergänglich!
Wer nicht für ihren Geist empfänglich,
Der bleibt des Allgeschaff'nen Feind.

Gott spricht, — man muß ihm Antwort geben!
Ein Gut nur, das mir blieb im Leben,
Ist, daß ich manchmal hab' geweint.

Streng und stolz urteilt er deshalb über diejenigen, die ohne Gefühl und Herz in kalter Selbstsucht durchs Leben ziehen. Man höre sein Kügelied:

An eine Tote.

Schön war sie, — wenn das Bild der Nacht,
Der Schlummernden, im düstern Tempel,
— Wie's Michel Angelo erdacht —
Im Starrsein trägt der Schönheit Stempel.

Gut war sie, — wenn es gut sein heißt,
Daß eine off'ne Hand man habe,
Die nicht gelenkt von Gottes Geist:
Wenn Gold, nicht Mitleid, wägt die Sabe.

Klug war sie, — wenn der leere Klang
Der Worte, die dem Mund entfließen
Gleich eines Bächleins Wellengang,
Läßt auf Gedankentiefe schließen.

Fromm war sie, — wenn man's beten nennt,
Bald schwermutvoll zu Boden sehen,
Bald schwärmerisch zum Firmament:
Die Kunst, die Augen zu verdrehen.

Sie hätte auch einmal gelacht, —
Wenn eine Knospenlose Pflanze
Es je zur Blüte hätt' gebracht
Im windbewegten Blättertanze.

Sie hätte wohl einmal geweint, —
Wär' je ihr offenbart der Glaube,
Daß etwas uns dem Erw'gen eint,
Ein Himmelskorn im Erdenstaube.

Sie hätt' geliebt, — wenn Hochmut nicht
Streng Wache hielt' an ihrem Herzen,
Wie überflüssig' Glackerlicht
An eines Sarges Trauerkerzen.

Tot ist sie, — und sie lebte kaum.
Ihr Dasein ist nur Schein gewesen.
Ein Buch entglitt ihr halb im Traum,
Ein Buch, in dem sie nichts gelesen.

Wie so oft bei sentimentalen Dichtern ist auch in Mussets Lyrik Schwermut mit Heiterkeit verschwifert, und man findet neben den melancholischen Ergüssen schalkhafte Lieder, die an Heines freie Spottlust erinnern. „Der empfindsame Lyriker darf weinen wie ein thörichtes Knabe, aber er muß sich, ist er ein Gallier, die Thränen trocken wie ein geistvoller Mann“, äußert ein Kenner der französischen Litteratur mit Bezug auf Musset.*) So lernen wir den Dichter auch von der lustigen Seite kennen:

An Pepita.

Pepita, wenn die Sonne scheidet
Und Mutter spricht: Geh, es ist spät!
Und du im Stübchen, halb entkleidet,
Still herfagst noch dein Nachtgebet —

*) Eduard Engel. Psychologie der französischen Litteratur (Wien 1864).

Zur Stunde, wo du Leid und Sehnen
Der milden Tröst'rin Nacht vertraust —
Wo du entwirrst des Haares Strähnen
Und bang' nach einem Späher schaust —

Wenn rings vom Schlummer schon umfangen
Die Eltern und Geschwister sind:
Pepita, Maid mit glüh'nden Wangen,
Woran dann denkst du wohl, mein Kind?

An eine Heldin, die verkläret
Ihr großes Elend überragt, —
An alles, was ein Traum gewähret
Und was die Wirklichkeit versagt, —

An einen Schatz von goldnen Münzen —
An ein geblümtes Seidenstück —
Vielleicht an einen Märchenprinzen —
An Zuckerzeug — an Mutterglück —

An Schwüre, die du einst verstohlen
Erlauschtest, strahlenden Gesichts —
An einen Tanz auf flücht'gen Sohlen —
Vielleicht an mich — vielleicht an nichts?!

Durch seine Jugendlieder tobt die ganze ungebändigte Leidenschaftlichkeit und wilde Sinnenslust des Dichters. So schildert der junge Musset „Die Andalusierin“ in vier Romanzen, die selbst der kritische Polterer Scherr „ein Juwel“ nennt.*) Hier eine Probe:

*) Johannes Scherr, Allgemeine Geschichte der Litteratur. II. 2. (Stuttgart 1887).

Die Andalusierin.

Sah't ihr in Barcelonas Gassen
Die edle Andalusierin
Vom Stamme der Morisko-Rassen,
Der Herbsttagssonne gleich, der blassen?
's ist meine braune Herzogin!

Ich hab' mich oft für sie geschlagen, —
Sang oft die Nachbarn aus dem Schlaf, —
Hielt Wache an manch' langen Tagen,
Um einen Blick davonzutragen,
Der vom Balkon mich heimlich traf.

Mein ist ihr Herz und mein ihr Wille,
Die dichten schwarzen Brauen mein!
Mein ihres Haares üpp'ge Fülle,
Lang wie des Königs Purpurhülle —
Ihr runder Leib, ihr dralles Bein!

Mein ist ihr Busen, — mein das Nieder,
Das, wenn sie schläft, am Boden liegt!
Mein ihre biegsam schlanken Glieder!
Und mein, was von dem Kopftuch nieder
Zum Halbschuh ihren Reiz umschmiegt!

Wenn ihre Feueraugen schüren —
Bei allen Heiligen der Welt! —
Geblendet ließ' man sich verführen,
Nur die Mantille zu berühren,
Und wenn's das Heil der Seele gält'!

Wie köstlich mild ist sie beim Lieben,
Wenn sie, zuletzt entschleiert, jäh
Zu wüth'gem Kusse wird getrieben!
Wer könnte sie bei Seite schieben,
Wen sie umklammert heiß und zäh'.

Wie ist sie toll in ihren Launen,
Wenn sie am frühen Tag erwacht.
Sie drückt den Busen in die Daunen,
Sie läßt ihr Niederchen bestaunen
Und schnürt es, daß die Seide kracht.

Auf, Page! stell' dich in Parade!
Die schöne Sommernacht ist nah.
Heut sing' ich eine Serenade,
Daß die Alkalben schrei'n um Gnade
Von Burgos bis nach Granada.

Das ungezügelte Leben seiner Jünglingsjahre vermochte Muffet auch im Mannesalter nicht einzudämmen, wohl aber läuterten sich seine seelischen Empfindungen. In den späteren Gedichten wird er reiner und edler. Brandes rühmt aus dieser Zeit „seine entzückenden, gleichsam auf Blumenblättergeschriebenen Novellen.“*) Eine von den Novellen enthält ein Liebeslied von rührender Keuschheit:

An Ninon.

Wenn ich euch sagte, was ich für euch fühle,
Blauäugig Weib, was sagtet ihr? Wer weiß!

*) Georg Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. V..

Ihr kennt des Liebeschmerzes dumpfe Schwüle,
Die Pein, als ob ein Gift das Hirn zerwühle, —
Ihr gäbt vielleicht mich dennoch zürnend preis.

Wenn ich euch sagte, wie seit langen Wochen
Wahnsinn'ge Sehnsucht meine Qual verstärkt, —
Ninon, ihr dürft auf eure Schlaubeit pochen,
Ihr ratet, was noch gar nicht ausgesprochen, —
Und riefet kühl vielleicht: Ich hab's bemerkt!

Wenn ich euch sagte, daß ich wie ein Schatten
Mich an euch hefte in der Liebe Licht, —
Ihr wißt, wie gut euch Schwermut kommt zu stattem,
Und eurem Blick ein schmerzliches Ermatten, —
Ein Seufzer rief' vielleicht, ihr glaubt es nicht.

Wenn ich euch sagte, wie mir lieb und teuer
Von euren Lippen das geringste Wort, —
Wer nicht vor euch in Ehrfurcht steht, in Scheuer,
Den trifft aus eurem Aug' des Blitzes Feuer, —
Ihr wieset mich vielleicht streng von euch fort.

Wenn ich euch sagte, wie mir Thränen fließen,
Wie Nacht für Nacht mich Eifersucht beschleicht, —
Mag euer Mund ein Lächeln nur erschließen,
So glauben Falter, daß dort Blumen sprießen,
Ihr wißt's — und lachtet über mich vielleicht.

Allein ich sag' euch nichts! Mir soll's genügen,
Mit euch zu plaudern bei der Lampe Schein.
Ich schwelg' in euren Worten, euren Zügen, —
Und mögt ihr's ahnen, es bespötteln, rügen,
Gleich wonnig wird mir euer Anblick sein.

Ich träume mir ein Reich von Wunderdingen:
Wenn ich euch Abends am Piano schau',
Dann hör' ich eure Zauberhände singen, —
Und darf ich euch im Walzerwirbel schwingen,
Ist mir's, als hielt' ich die besiegte Frau.

Und Nachts, wenn ich zu scheiden bin gezwungen,
Stürz' ich nach Haus und schieb' den Riegel vor, —
Der Schatz, den zu erhaschen mir gelungen,
Ein Duft der süßesten Erinnerungen
Quillt aus dem Herzen ungehemmt empor.

Ich liebe, doch ich weiß mich zu bezähmen.
Ich liebe, — keinem sei es kundgethan.
Mein Leid ist groß, doch laß ich mir's nicht nehmen.
Ich liebe, wunschlos — nichts als einen Schemen,
Und bin doch glücklich, denn ich darf euch nah'n.

Nicht meines Bleibens ist im Glück-Asyle,
Ich darf nicht um euch werben, lähn und heiß,
Nicht sterben auf dem wonnesamsten Pfühle. — —
Wenn ich euch sagte, was ich für euch fühle,
Blauäugig Weib, was sagtet ihr? — Wer weiß! . . .

Mit Recht bezeichnet Brandes dieses Lied als „die Perle von Muffets späterer Liebesdichtung“ und hebt hervor, daß Muffet „kaum seelenvolleres geschrieben habe.“

* * *

Gautier.

Der eifrigste Verteidiger der romantischen Schule war Theophile Gautier, der aber in der Übertreibung des romantischen Prinzips schon die nachfolgende Gruppe der formdrehelnden Parnassiens durch seinen Leitspruch „L'art pour l'art“ vorbereitete. Carbes, am Fuße der Pyrenäen, ist Gautiers Geburtsstadt. Er kam 1814 schon als dreijähriger Knabe mit seinen Eltern nach Paris und wurde zuerst als Maler ausgebildet. Die Malkunst beeinflusste auch jene Poesie, die er später ausschließlich pflegte: er war vor allem malerisch. Seine Gedichte, mit denen er 1830 heraustrat, waren in Worte umgesetzte Bilder. Gautier veröffentlichte auch einige Romane und viele kritische Abhandlungen, die ihn zum Lehrmeister der jüngeren Lyriker machten. Er starb im Jahre 1872 in Neuilly bei Paris, nördlich vom Bois de Bologne. Sainte-Beuve rühmt seine Verse als die zierlichen Gaben eines echten und durch und durch graziösen Dichters.*) Eine kleine Verszeichnung gebe das Konterfei seiner Lyrik:

Der Rauch.

Es lehnt ein Hüttlein im Gelände
Dort unter Bäumen halb versteckt.
Das Dach hängt schief, morsch sind die Wände.
Die Schwelle ist mit Moos bedeckt.

Das Fensterloch versperrten Bretter.
Doch ringsum aus den Fugen zieht
Ein Dunst, wie man bei kaltem Wetter
Des Mundes warmen Atem sieht.

Sainte-Beuve, Portraits Contemporains. V. (Paris 1871).

Auf steigt in ringelndem Gewinde
Der fadendünne, blaue Rauch, —
So dringt vom ärmsten Menschenkinde
Zu Gott noch eines Grußes Hauch.

Mit solcher Liebe versenkt sich sonst nur der Landschaftsmaler in die Natur. Daher auch die Treue, mit der er das Geschaute wiedergiebt. So schildert er voll Anmut und mit feinen Strichen:

Die Quelle.

Ganz nah am See gluckst eine Quelle
Durch zweier Steine enges Thor.
Sie stürzt mit ungestümer Schnelle,
Als hätt' sie weite Reisen vor.

Sie jubelt plätschernd: Welche Wonne!
Wie düster war's im Erdenchoß.
Jetzt spiegelt sich in mir die Sonne,
Und um mich duften Gras und Moos.

Die Blümelein, die zarten, blauen,
Weh'n hold mir zu: Vergiß mein nicht!
Die lustigen Libellen Frauen
Mir mit dem Flügel in's Gesicht.

Den Vogel lab' ich und die Herde.
Schon ahnt, wer meinen Pulschlag fühlt,
Daß ich zum breiten Fluß bald werde,
Der Thal und Fels und Thurm bespült.

Mein Discht wird an die Brücke schlagen
Und an des Ufers Quaderstein,
Den großen Dampfer werd' ich tragen
Bis in den Ozean hinein.

— So träumt die jugendliche Quelle
Ein wandelreiches Zukunftsbild.
Nicht mehr zu bänd'gen ist die Welle,
Wie Schaum im Glas, der überquillt.

Doch steht die Wiege hart am Grabe.
Der künft'ge Riese wird geduckt.
Die Quelle, schon nach kurzem Grabe,
Rinnt in den See, der sie verschluckt.

* * *

Theuriet.

Aus der großen Schaar der Romanschriftsteller, die der romantischen Schule angehören, sei hier einer der hervorragenderen genannt, der, wie so viele, die ersten Lorbeeren durch lyrische Gedichte errang. André Theuriet wurde 1833 in dem Örtchen Marly-le-Roi, kaum zwei Meilen westlich von Paris, geboren und bewahrte sich, trotz der gefährlichen Nähe der nervenzerrüttenden Großstadt, ein unbefangenes Gefühl für die Vorzüge des simplen Landlebens. Im Gegensatz zu dem nebeligen Pessimismus der Pariser zeigt er darum auch eine heitere Lebensauffassung in seinen Romanen und Gedichten.

Bur Zeit der Rebenblüte.

In Blüte steh'n die Reben.
Heut werd' ich zwanzig Jahr!
Wie schön ist doch das Leben, —
Es schäumt wie Most, den eben
Die Kelter frisch gear.

Nich stacheln Hochgeföhle, —
Sehnsucht und Chatendrang!
O lab' mich, Abendkühle!
Der Rebeduft, der schwüle,
Betäubt wie Zaubertank.

Die Welt ist zum berücken!
Ach, hätt' ich nur den Mut,
Ich wollte voll Entzücken
Gleich jemand an mich drücken,
Und wär's ein junges Blut!

Just wie das Reh, das bange,
Flieh' ich zur Waldesnacht.
Mir glühen Stirn und Wange, —
Ich tilg' im Ueberschwange
Die ganze Brombeerpracht.

Da fühlt mein Mund so eigen,
Daß fremdes ihn durchzuck',
Als wollt' aus Blütenzweigen
Ein Rosenmund sich neigen
Zu süßem Lippendruck.

O Rausch! O Heimatsgen!
O Land voll Licht und Wein!
Welch' Blüten allerwegen!
Ich spür' ein seltsam Regen, —
Soll das die Liebe sein? . . .

* * *

Emile Augier.

Don den Bühnendichtern, die der Lyrik huldigten, möge der bedeutendste aus jener Zeit hier vertreten sein: Emile Augier, ein Kind der Rhonestadt Valence.

Jung kam er nach Paris und begründete dort schon als Vierundzwanzigjähriger, 1844, mit dem reizenden Versspiel: *La Cigüe* seinen Ruhm als einen der ersten Bühnendichter des Jahrhunderts. Er wirkte bis ins hohe Alter, das mit 69 Jahren abschloß, durch seine Dramen veredelnd und wie ein Gewitter reinigend auf die schwüle Luft der moralisch verpesteten Salons von Paris. Ein paar niedliche Reime mögen wenn auch nur in flüchtigem Umriß Augiers feinen Geist andeuten:

An eine junge Dame.

Ihr Verse, grüßt sie! Auf Genossen!
Und eilt, sonst schilt sie wohl mich aus.
Ihr, meines Hauptes junge Sprossen,
Stellt euch zu Dienst ihr unverdrossen,
Denn sie ist Herrin hier im Haus.

Durch welchen Kunstgriff nur, welch' feinen,
Verstand sie's, zu erobern mich?
Wißt ihr es nicht, ihr lieben Kleinen?
Kaum sah'n wir sie am Thor erscheinen,
Da rief sie: Sesam öffne dich!

Seit sie gewußt sich einzuführen,
Springt jeder Riegel vor ihr auf:
Gemüt und Geist, wie Thor und Thüren,
Sie braucht nur leise dran zu rühren,
Und frei ist ihres Kluges Lauf.

Wer ist in holder Jugend Prangen
Die Frau, die uns in Schranken hält?
An deren Zauberblick wir hangen?
Vor der wir scheu sind und befangen?
Die mit uns macht, was ihr gefällt?

Wie Blumen, die im Schoß ihr liegen,
Will ich ihr meine Freunde weih'n.
Ihr, Verse, sollt euch an sie schmiegen,
Der Götlichen zu Süßen fliegen
Und jauchzen: Muse, wir sind dein!

*

*

*

Nadaud.

Bu den Kämpfen des Tages führt uns ein Satiriker wieder zurück, der seinen eiteln Zeitgenossen den lustigen Zerrspiegel vorhält, der Liederdichter Nadaud. Im Jahre 1821 geboren, erreichte er ein Alter von 60 Jahren.*) Seine Stoffe sind harmloser Art, zahn gehaltene Satiren, die ihre Spitze vorsichtig gegen eine schon überwundene Minderheit richten. Nadaud durfte es bereits wagen, sich über die flunkernden Invaliden aus der Napoleonischen Zeit lustig zu machen:

Chauvin.

Wenn sich Chauvin begiebt zu Weine,
Zählt stolz er seine Thaten her.
Je mehr er glänzt im Glorienscheine,
Je größern Durst empfindet er.
Es sucht bei dem ergrauten Zecher
Die Jugend ihren Zeitvertreib.
— He, proßt! Chauvin! Noch einen Becher!
Heut Abend prügelt dich dein Weib.

Die wir uns friedenssicher wähen,
Uns ist das Heldenleben fremd.
Chauvin erstickt sein heißes Sehnen
In einem blauen Arbeitshemd.

*) Schönemann führt in seiner „Anthologie lyrique“ 1820 als Geburtsjahr an. In Brockhaus' Conversations-Lexikon (14. Auflage) ist 1893 als Todesjahr angegeben.

Doch Wein macht ihn zum kühnen Sprecher-
Für blut'ge Waffenherrlichkeit.
— He, prost Chauvin! Noch einen Becher!
Dann kehrt zurück die schöne Zeit.

Berauscht von eigenen Gedanken
Stürmt seine Phantasie hinaus.
Er schenkt ein schnarrend r den Kranken-
Und schreit mit drei'n die Freiheit aus.
Er lügt bei jedem Satze frecher
Von Schlachten, die es niemals gab.
— He, prost Chauvin! Noch einen Becher!
Man wägt es so genau nicht ab.

Er zog hinaus vor sechzehn Jahren,
— Erzählt er — ohne Strumpf und Schuh,
Er hat die ganze Welt durchfahren
Und wohl noch etliches dazu.
Er litt oft schlimmer wie'n Verbrecher
Und wurde schließlich Korporal.
— He, prost Chauvin! Noch einen Becher!
Wir machen dich zum General!

„Ich sah die alte Welt erzittern
— Erzählt er — vor der Republik,
Ich sah Italiens Macht zersplittern,
Sah in Aegypten Sieg auf Sieg,
Ich sah die ersten Mauerbrecher
Dicht vor den Pyramiden steh'n.“
— He, prost Chauvin! Noch einen Becher.,
Dann kannst du alles doppelt seh'n.“

„Ich sah der Freiheit Morgengrauen
Die Völker wecken nah und fern,
Ich sah den Rhein, die deutschen Auen,
Dann Austerlitz und seinen Stern.
Und dann des Kremls goldne Dächer
Und dann, nach all dem Glanz . . .“ — Was mehr?
He, prost Chauvin! Noch einen Becher,
Dann siehst du garnichts um dich her!

— Doch wie sein Gott, der kriegerische,
Trägt auch Chauvin des Daseins Not.
Bald liegt der Ärmste unterm Tische
Und schreit nur noch: „Er ist nicht tot!“
— Chauvin, wir werden auch schon schwächer,
Du sollst uns neben dir bald schau'n.
He, prost Chauvin! Noch einen Becher!
Dein Weib wird dich erst morgen hau'n.

* * *

Dupont.

Während man so in den bevorzugteren Kreisen einen Dichter willkommen hieß, der in liebenswürdiger Form ihre und des armen Volkes Schwächen aufdeckte, begann ein gleichalteriger Poet an die Ueberlieferung Bérangers anzuknüpfen, aber ernster und nachdrücklicher für die Sache des Volkes einzutreten. Die Tage Ludwig Philipps waren gezählt, als

der aus dem Proletariertum von Lyon hervorgegangene Lyriker Pierre Dupont den Sang der eigentlichen Armeleutepoesie anstimmte. Er sollte Priester werden, riß aber 1837 mit 16 Jahren aus dem Seminar aus und versuchte als Arbeiter in einer Seidenfabrik, dann als Anwaltsgehilfe, schließlich als Commis eines Bankgeschäftes in Lyon sein Leben zu fristen. 1839 kam er nach Paris und ernährte sich kümmerlich vom Stundengeben. Drei Jahre später erwarb er sich einen Preis der französischen Akademie und wurde zum Mitarbeiter am „Dictionnaire de l'Académie“ ernannt. Erst 1847 errang er einen durchschlagenden Erfolg als Lyriker mit seinen „ländlichen“ Liedern. Die Revolution von 1848 fand auch ihn auf der Seite des Volkes, und von nun an ertönte seine Lyrik schärfer und greller als „patriotische“ Dichtung, wie er seine politischen Lieder selbst bezeichnete. Der Grundton war allerdings immer noch versöhnlich, und wenn dennoch viele seiner Lieder anklägerisch herb klangen, so waren allein die traurigen Zustände schuld, die er wahrheitsgetreu schilderte. Sein Kampfmuth wich auch vor Louis Napoleon nicht zurück. Der Dichter wurde dafür schon im Jahre 1851 mit einer siebenjährigen Verbannung nach Lambessa in Algier belohnt. Dupont starb sechs Tage nach der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland (im Juli 1870) in St. Etienne, unweit seiner Vaterstadt Lyon.

Von den weitverbreiteten Liedern, denen er selbst die Melodie gab, ist das berühmteste:

Das Arbeiterlied.

Die wir in unfres Daseins Not
 Beim frühen Lampenlicht uns plagen,
 Die wir uns niemals sichere Brot
 Vor Morgengrau'n zur Werkstatt jagen.

Die wir mit Arm und Fuß und Hand,
Mit unsern Knochen rastlos schaffen
Und doch, so hart ins Joch gespannt,
Fürs dürre Alter nichts erraffen:

Steh'n wir zusammen Mann für Mann?
Wir trinken eins zur Feierstunde.

Ihr Stummen, Märrischen im Bunde,
Stoßt an:

Für Freiheit auf dem Erdenrunde!

Mit schviel'gen Häusten, derb und zäh,
Entreißen wir dem düstern Grabe,
Steinhartem Boden, tück'scher See,
Verborg'ne Schätze — Schmuck und Labe:
So Erz als Perlen und Gestein,
Des Hügels Wein, das Korn der Scholle. —
Wie wird der Mantel weich und fein,
Wenn man uns Schafen schor die Wolle!

Wo ist die Ernte aus dem Fleiß
Gekrümmter Rücken, wunder Glieder?
Wohin rinnt unsrer Arbeit Schweiß?
Man drückt uns zu Maschinen nieder!
Uns dankt das Saatsfeld seine Pracht,
Wir bau'n die Schlösser für die Reichen.
Und ist der Honig eingebracht,
Muß aus dem Bau die Biene weichen!

Die arme Frau des Volkes legt
An ihre Brust den fremden Knaben,

Der später keine Neigung trägt,
Mit ihr etwas gemein zu haben.
Noch immer hat man nichts gethan,
Das Herrenrecht ganz aufzuheben.
Manch' Mäd'el muß im Hungerwahn
Dem rohsten Laffen sich ergeben.

Den Rock zerfetzt, das Heim ein Loch
In dumpfen und verfall'nen Mauern,
So leben wir! Zu all' dem noch
Mit Strolchen, die auf Unheil lauern!
Doch fühlen wir auch warmes Blut
Mit Kraft durch unsre Adern schäumen,
Wir schwelgen in der Sonne Glut
Und unter grünen Eichenbäumen.

Hat jemals wo ein Ruhmesfeld
Jach unser Herzblut aufgesogen,
Ward stets der Acker nur bestellt,
Daraus Tyrannen Früchte zogen.
Laßt es uns schonen fürderhin!
Den Krieg wird Liebe überwinden.
Bau'n wir auf bess'rer Zeit Beginn,
Da Menschen sich zu Menschen finden. —

Steh'n wir zusammen Mann für Mann!
Wir trinken eins zur Feierstunde.
Ihr Stummen, Mürrischen im Bunde,
Stoßt an:
Für Freiheit auf dem Erdenrunde.

Aus seinen „ländlichen“ Dichtungen soll das Lied von den „Stieren“ die urwüchsigste, kraftstrotzende Poesie Duponts darlegen:

Die Stiere.

Seht jene Stiere, wild im Blick,
Die Wamme feist, stramm das Genick,
Ungezähmte Riesen, —
Anstarrt sie mancher fremde Gast,
Wie sie ganz nahe dem Morast
Grasen auf den Wiesen.

Es zittert wie im Sturm das Rohr,
Wenn aus den Rüstern sie hervor
Ihren Atem stoßen.
Blutrot erglänzt ihr Augenpaar,
In Büschen weht das woll'ge Haar
Auf der Stirn, der großen.

Aus solchen Stieren, markgestählt,
Ward der Aegyptergott gewählt.
Hier zur Opferspende
Griff Rom den stolzesten heraus,
Kuhlockenden, gedrung'nen Bau's,
Mit urkräft'ger Lende.

Die Hörner dräu'n zum Himmel auf,
Sie töteten im ersten Lauf
Ohne Circusheke
Den wachsamsten Toreador,
Der sich in Spanien je zuvor
Ruhm erwarb und Schätze.

Wenn eine Kuh auf irrem Pfad
Scheublickend ihrem Marschland naht,
Hört man rings ihr Brüllen
Mit donnerstarkem Werbeton,
Wie eines Wildlings Liebesdroh'n,
Laut die Luft erfüllen.

So zieh't denn, fern der Bauernwehr
Auf grünen Weiden frei umher,
Vorbild aller Braven, —
Wahr't eurer Freiheit stolzes Recht,
Ihr Stiere, vor Tyrann und Knecht!
Ochsen nur sind Sklaven.

Noch ein harmloses Liedchen folge:

Das Wirtshauslödterlein.

Sie trägt ein rotes Leinenjäckchen,
Vom Brusttuch kreuzweis überdeckt,
Dazu ein buntgestreiftes Röckchen,
Ein Häubchen, zierlich aufgesteckt.
Sitzt die Gesellschaft bei den Krügen,
Dann surrt ihr Spinnrad munter drein,
Und jeder Gast schaut mit Vergnügen
Auf das Wirtshauslödterlein.

Sie fegt das Haus beim Morgenrauen,
Hält sauber Schänkbrett, Bank und Tisch,
Und immer ist sie anzuschauen
Wie eine Rose jugendfrisch.

Stets ist sie freundlich und gesellig.
Es schmeckt noch 'mal so gut der Wein,
Kredenz ihn hold und wohlgefällig
Dieses Wirtshaustöchterlein.

Sie thut mit jedem Gast vertraulich,
Wird einer frech, schafft sie sich Ruh'.
Liebäugeln hält sie für erbaulich,
Doch wenn man streichelt, haut sie zu!
Gern springt sie bei den Altersschwachen
Und führt sie sichern Schritt's herein, —
So weiß sie sich beliebt zu machen,
Dieses Wirtshaustöchterlein.

Die Alte, die entsetzlich dicke,
Die viel erlebt hat in der Welt,
Wacht mit gestrengem Seitenblicke,
Daß sich das Mädel ehrbar hält.
Ein kecker Stammgast warnt die Alte:
Sie sollte lieber wachsam sein,
Daß es nicht einer heimlich halte
Mit dem Wirtshaustöchterlein.

Du Kleine bleib' in Zucht und Ehren,
Sei klüger, wie die Mutter war.
Sie kann dich jetzt getrost belehren,
Denn sie ist nicht mehr in Gefahr.
Doch wie's ihr ging in jungen Jahren,
Das laß dir nun zur Warnung sein.
Man kann gar mancherlei erfahren
Als ein Wirtshaustöchterlein.

Und unsre Kleine bleibt in Ehren.
Wenn man sie anblickt, wird sie rot.
Doch scheint ihr Herzchen zu begehren,
Was man bisher ihr streng verbot.
Sie hofft, daß nicht mehr fern die Stunde:
Da naht ein Bursch, um sie zu frei'n.
Komm mit! ertönt's aus seinem Munde,
Komm, mein Wirtshaustöchterlein!

* * *

Mistral.

Wern von den Stürmen der Zeit, weit ab von dem ewig aufgeregten Paris wurde im Jahre 1830 in Maillane, einem kleinen Dertchen der paradiesischen Provence, der Dialekt-dichter Frédéric Mistral geboren, ein Romantiker und Idealist, der bei alledem die Fühlung mit seinem Volke nie verlor. Die provençalische Mundart, deren er sich bedient, ist ein Mittelglied zwischen Französisch und Italienisch, unter dem Namen *langue d'oc* bekannt. Stärkere Konsonantenfülle giebt dem Provençalischen einen größeren Wohlklang, als ihn die französische Sprache besitzt. Von den Dichtungen Mistrals brachte das Epos „*Mirèio*“ dem damals Neunundzwanzigjährigen den größten Erfolg. Sonnig und blumenreich wie das Land, das ihn geboren, ist auch die Poesie dieses Südfranzosen. Seine Mundart ist freilich ein Hindernis für die Ausbreitung seines Ruhmes, — man bedenke, daß die Pariser seine Gedichte an der Hand von Prosa-Üebersetzungen genießen! Einer der Gedichtsammlungen: „*Lis Isclo d'or*“ (*Les Isles d'or*) entstammt das anmutige Schelmenliedchen:

Die Schöne von Arles.

(Arles ist eine größere Provinzstadt an der Rhone, etwa sechs und eine halbe-Meile vor der Mündung entfernt.)

Was ich euch sag', — ich schwör' darauf!
Das Mädel mit den weichen Haaren
War 'ne Prinzessin, — Merkt nur auf:
Sie kam aus Arles mit zwanzig Jahren.

Ich habe sie zuerst geseh'n

Im Tümpel steh'n —

Bis an die Hüften,

Wo sie im heißen Sonnenbrand
Sich Binsen schnitt mit flinker Hand
Zum Käselüften.

„Mein liebes Kind! Soll denn durchaus
Die Sonne deine Wänglein bräunen?
O ruh' mit mir am Waldquell aus,
Den grüne Sträucher hoch umzäunen.“

— „Ei, guter Freund, im Sonnenschein.

Reift Korn und Wein.

Ich bleib' im Tümpel.

Mein Kopfstuch schützt mich vor der Glut.
Seh' nur! Für dich ist Schatten gut
Und für die Stimpel.“

„Mein liebes Kind! Wenn dein Gemüt
Auch zart ist, rauh sind deine Worte!
Bist du von fürstlichem Geblüt?
Stammst du von einem hohen Orte?“

— „Ei, guter Freund, beinah'. Ich bin
Artesierin.

Du stammst aus Ödern
Gebieten wohl? Man sieht dir's an:
Du mußt gewiß als Angelman
Stockfische ködern.“

„Mein liebes Kind, wo wohnest du?
O laß um deine Gunst mich werben!
Ich fühl' es, dir gehö'r' ich zu,
Bis — einer von uns zwei'n muß sterben.“

— „Ei, guter Freund, beim Milchverkauf
Halt' ich mich auf
In allen Gassen.

Mein Bräutigam versteht das Vieh.
Er spürt mir nach, wie Jäger, die
Auf Schmuggler passen.“

„Mein liebes Kind! Das hör' ich gern.
Laß an dem Bräut'gam dir genügen!
Du bist zu brav. Und mir liegt's fern,
Dir etwas Schlimmes zuzufügen.“

— „Recht so! Denn legt schwor wilden Blicks
Beim Crucifix —
's ist nicht gefabelt! —

Mein Bräutigam: Wer je nach dir
Nur schießt, wird mit der Forke hier
Gleich aufgegabelt.“

Sprudelnde Laune, kunstvoll gegliederter Strophenbau
und gesunde Natürlichkeit vereinigen sich in diesem Gedicht

zu einem kleinen Meisterwerk der Lyrik, wie man ähnlichen in anderen Litteraturen nicht oft begegnet.

* * *

Baudelaire.

Als im genußübersättigten Paris die romantische Lyrik durch Victor Hugo und Musset erschöpft schien, suchten die jüngeren Dichter in den Salons durch andere Reizmittel zu wirken. Das Publikum begehrte eine neue Mode, und die Lyriker schneiderten sie zurecht. Im Kern änderte sich nichts, nur das Äußere wurde — recht kunstvoll allerdings — aufgepußt. Es waren die Parnassiens, die der Form die peinlichste Ausgestaltung zuwandten. Uns Deutsche verblüffen ihre Verskünste nicht, da wir darin den Franzosen weit überlegen sind. Nicht einmal in der Reimtechnik vermochten die französischen Dichter unseren großen Meistern, Heine und Rückert, gleichzukommen, obschon sie doch in einer Sprache dichteten, in der es schwerer ist, einen Reim zu vermeiden, als anzuwenden.

Der erste, der unter den Parnassiens Aufsehen erregte, und der absonderlichste unter ihnen war Charles Baudelaire, eine echte Pariser Großstadtspflanze, in der Kunst wie im Leben einer Hyperkultur fröhnend, die ihn schließlich zu Grunde richtete. Er starb im Jahre 1867 als sechsundvierzigjähriger Greis an übermäßigem Haschischgenuß. Knapp zehn Jahre früher war seine vielumstrittene Gedichtsammlung: „Fleurs du mal“ erschienen. Wegen einiger übertollen Strophen mußte er sich vor Gericht verantworten. Abstoßende Sinnlichkeit und gewinnende Gefühlstiefe geben die wunderliche Mischung seiner Gedichte. Das folgende bezeuge die überschäumende Wucht seiner leidenschaftlichen Herzensergüsse:

Lethe.

Erdrücke mich, grausame, falsche Seele!
Fühllose Bestie, du, vor der ich knie!
Lös deine Mähne, — packen möcht' ich sie
Und mit dem Haar umschlingen meine Kehle.

Vergraben möchte ich mein Haupt voll Schmerz.
In deine duftgetränkten Seidenröcke,
Daß gleich dem Dunste welker Blumenstöcke
Verwesung aushauch' mein verblühtes Herz.

Ich möchte mich zu langem Schläfe betten,
Zu einem Schläfe, der dem Tod vertraut,
Und deines Körpers kupferblanke Haut
Alsdann mit meinen heißen Lippen glätten.

Ich suche dich, weil ich vor Martern muß, —
Und wärest du ein Abgrund unermessen.
Auf deinem Mund wohnt seliges Vergessen,
Und Lethe sauge ich aus deinem Kuß.

Mein Schicksal du, o Wollust meiner Tage,
Dir unentrinnbar, dir gehör' ich an,
Ein Märtyrer, ein todgeweihter Mann,
Deß Inbrunst nur verstärkt die Folterplage.

Doch all den bitteren Harm, der mir so arg
Im Innern wühlt, werd' ich ersticken dürfen,
Denn Gift will ich aus jenem Busen schlürfen,
Der nie ein Herz als Lebensquelle barg.

Mit gleichem Ueberschwang der Empfindung entfesselt Baudelaire in allen seinen Liedern einen bis zur Todessehnsucht gesteigerten Sinnenrausch. So auch in der

Hymne an die Schönheit.

Schickt dich der Himmel, schicken Höllengründe,
O Schönheit, dich — als Labsal oder Pein?
Du spiegelst uns als Tugend vor die Sünde.
Dein Reiz verwirrt, betäubt wie Feuerwein.

Dein Blick lullt ein und weckt zum Morgenstrahle,
Dein Odem duftet wie Gewitternacht.
Dein Kuß ist Zaubertrank, dein Mund die Schale,
Die Helden schlaff und Knaben mutig macht.

Stammst du von Engeln oder von Dämonen?
Wollust tappt deiner Schleppe hündisch nach.
Du heischst Gehorsam, ohne ihn zu lohnen,
Und teilst nach Laune Segen aus und Schmach.

Hohnlachend kannst du über Leichen taumeln, —
Die Grausamkeit gehört zu deinem Sport.
Bei den Pretiosen, die am Leib dir baumeln,
Hängt als dein liebstes Kleinod frech der Mord.

Dich, Flamme, muß die Motte blind umschwirren, —
Schon halb geröstet, preist sie deine Blut.
So geht's dem Buhlen auch in Liebeswirren:
Zum Grab wird ihm das Polster, drauf er ruht.

Mehring, Die franz. Lyrik.

Steig' aus dem Pfuhl, nah' von geweihtem Orte,
O Schönheit, grausam-holder Rätselgeist, —
Dein Blick, dein Lächeln öffnen mir die Pforte
Ins Unermess'ne, das mich an sich reißt.

Ob Gott, ob Satan dich zum Heerbann zähle,
Was thut es, — wird im Erdenmißgeschick,
Du Glanz, Duft, Wohlklang, Herrin meiner Seele,
Durch dich erträglich nur ein Augenblick!

* * *

Leconte de Lisle.

Gemessener tritt ein anderer Parnassien in die Öffentlichkeit, dem die Auszeichnung zu Teil wurde, 1886, nach dem Tode Victor Hugos dessen Nachfolger in der Akademie zu werden: Charles Marie Leconte de Lisle. Seine Heimat liegt im indischen Ozean. Im Jahre 1818 ist er zu St. Paul auf der kleinen Insel Réunion, östlich von Madagaskar, geboren worden.*) Er reiste viel in der Welt umher, als dreißigjähriger Jüngling siedelte er sich in Paris an. Neben den lyrischen Sammlungen: *Poèmes antiques* — *Poèmes barbares* — *Poèmes et poésies*, gab er auch Übersetzungen von Homer, Anakreon, Aeschylus u. a. heraus. In seinen Gedichten suchte er Lebhaftigkeit der Schilderung

*) Nach Eduard Engel, Geschichte der französischen Literatur. Schönemann in seiner „Anthologie lyrique“ und Gustave Lanson in der „Histoire de la Littérature française“ geben 1820 als Geburtsjahr an.

mit äußerster Formenstrenge zu vereinigen. Von seinem großen Vorgänger in der Akademie, von dem Romantiker Victor Hugo, trennt ihn nicht bloß das Programm seiner Schule, sondern auch ein innerer Gegensatz, seine freireligiöse Weltanschauung. Am besten wird das folgende Gedicht die Vorzüge dieses Lyrikers erkennen lassen. (Es wird darin der Feuertod eines Ketzers geschildert, vielleicht des Philosophen Vanini, der allerdings am 19. Februar 1619 in Toulouse den Scheiterhaufen besteigen mußte, dem aber nachgesagt wird, daß er sich durch „eine gewisse gelehrte Prahlerei und durch beißende Spöttereien“ bloßgestellt habe.)*)

Das Brandopfer.

Im Heilsjahr sechzehnhundertneunzehn war es,
Am sechzehnten des Juli. Wunderbares
Festwetter strahlt, so weit das Auge sieht,
Auf reiches, erzbischöfliches Gebiet.
Domglocken summen, Klostersglöcklein gellen.
Der stolze Sitz des Primas liegt im hellen
Frühsonnenschein, die Stadt in gold'gem Glanz
Mit all den Dächern und dem Siebelkranz,
Mit all' den steilen Brücken, alten Manern,
Verruf'nen Ecken, drin Gespenster lauern,
Und mit dem Turm, in dessen Steinverließ
Die strenge Kirche manchen Sünder stieß.

Wie Rauschen dammbefreiter Wogenmassen
Füllt tausendstimm'ges Murren Platz und Gassen.
Die Menge wälzt sich, schiebt und drängt zu Hauf,
Die Arme hochgestreckt, den Blick weit auf — —

*) Brockhaus, Allgem. deutsche Real-Encyclopädie. 5. Auflage. 1820.

Mönchsvolk in weißen, braunen, grauen Kutten —
Weibsbilder, stachlig wie die Hagebutten —
Vornehme Herr'n im Federhut, ihr Ross
Hochmütig tummelnd durch den Menschentroß —
Gräuleins mit steifem Reifrock in Karossen —
Im Krausenschmuck dickwanst'ge Zunftgenossen —
Vom Wein erhigte Schlemmer, Arm in Arm
Mit Söldnern — und der ganze tolle Schwarm
Von Bauern, Bettlern, — Paß und Pöbelrotte.

Und all das eilt mit zügellosem Spotte,
Mit Psalmodie, Gesuch und Wutgebrüll
Den Mann zu seh'n, den man verbrennen will.

Hoch auf dem Scheiterhaufen festgebunden,
Mit Ketten Arm und Hals und Leib umwunden.,
Steht er, tiefernst, und blickt verachtungsvoll
Auf die lebend'ge Flut, die unten schwoll,
Sieht droh'nde Fäuste, zorn'ge Blicke, Fragen,
Hört Jotenruf, Verwünschungen und Schwären
Und dann der schwarzen Männer Grabgesang,
Die in des blöden Wahnes Überschwang
Auf den Halbtoten Gift und Galle speien,
Mit schmutz'gen Händen sein Genie entweihen
Und mit den Augen ihn verschlingen schier,
Als triebe sie des Wolfes wilde Dier.

— Die Schande, Mensch zu sein, preßt ihm die Seele. —

Nun plötzlich flammt es durch die dürrn Pfähle,
Und nach ihm züngelt scharlachroter Schein, —
Wie eine Schlange schnürt's ihn zischend ein.

Es schrumpft die Haut und plagt, wie reife Beeren.
Das Blut, mit Fett gemischt, spritzt aus. Wild zehren
Die Flammen. Halb erstickt auf dem Schaffott
Schreit er, gesträubten Haars: O Gott! o Gott!

Gleich quietscht ein Mönch mit widerlichem Lacher:
Verfluchter Hund! Gut für den Teufelsrachen!
Suchst du jetzt Gott, den du verleugnet hast?
Brenn'! Brate! Schmor'! Als ew'ger Höllengast!

Doch jener, wie ein Geist aus Gluten schwebend,
Sein halb verkohltes Antlitz stolz erhebend,
Blickt auf den albernen, gemeinen Wicht,
Der frech und feige sich vermaß, und spricht,
Als ob er endlich Rache sich verschaffe:

Das war nur Redensart! Bornierter Pfaffe!

Dann nimmt die heiße Flamme ihm das Wort,
Und seine Asche weht im Winde fort.

* * *

Banville.

Unter dem bezeichnenden Titel „Odes funambulesques“ — „Seiltänzer-Oden“ erntete Théodore Gaullain de Banville mit seiner Akrobatenlyrik den ersten Erfolg im Jahre 1857, dem Todesjahre Muffets. Banville, aus Moulins, einem unbedeutenden Provinzörtchen, gebürtig, war damals 34 Jahre und hatte schon zwei Bände mächtig beachteter Lyrik

herausgegeben. Mit den Seiltänzer-Oden stellte er sich an die Spitze der Parnassiens. Er wurde mehr und mehr ein leidenschaftlicher Jäger — auf glanzvolle Reime. Auch in seinen zierlichen Bühnenwerken, so in dem Einakter: „Socrate et sa femme“ gilt ihm der Reim mehr als dramatische Entwicklung und Charakterzeichnung. Banville kommt zu dem umgekehrten Schluß wie Goethe:

Ein reiner Reim wird wohlbegehrt,
— Und einen Reim recht schön zu haben.
Die herrlichste von allen Gaben,
Das ist mir alle Gedanken wert.

Wohlwollend beurteilt ihn Sainte-Beuve: „Er ist ein Dichter, einer von denen, die mit der Begeisterung des Anfängers die Gewandtheit einer strengen Schulung verbinden, die die Technik des Verses verstehen und sie mit Meisterhand üben.“*), Banville war 68 Jahre, als er 1891 starb. Aus seinen Gedichten sei eines wiedergegeben, das in kunstreichen Versen ein Pariser Straßenbild lebhaft und mit gutem Humor veranschaulicht:

Auf dem Boulevard.

Den breiten Boulevard
Durchwogen Mengen
Der müß'gen Schwäferschaar,
Wie Fluten drängen.

Es füllt den Straßengrund.
Die Sigelblüte, —
Rings nur Cigarren und
Cylinderhüte.

*) Sainte-Beuve, Causeries de Lundi. XIV.,

Auf hallendem Asphalt
Viel Kilometer
Bewältigt ohne Halt
Der Pflastertreter.

Daß auch dem Blick nicht fehl'
Ein Zeitvertreiber,
Irrt durch's Gewühl fidel
Das Heer der Weiber. —

Bellglitzernd, plüschumspannt,
Die Läden strogen
Von wunderlichem Tand
Für rohe Prozen.

Ist dir der Glitter hier,
Der Prunk zuwider,
Dort winken Veilschen dir
Und weißer Glieder

Und die Azalien auch,
Die sonst mit ihren
Kronröhrchen manchen Strauch
Der Gärten zieren.

Wer glaubt, als Kneipenheld
Sei er was rechtes,
Der trinkt im offenen Zelt
Ein Gläschen „Echtes.“

Horch! durch die Straßen quer
Ein Wind, ein rauher,
Segt lustig vor sich her
Die Gassenhauer.

So schleicht die faule Zeit
Dem Volk, dem trägen.
Da — bei Belegenheit
Fällt leiser Regen.

Man rettet sich im Lauf, —
Beim Gasgestimmer
Deckt dralle Waden auf
Manch Frauenzimmer.

Aus Wolken rieselt's naß
Wie aus der Gasse,
Kinnt ohne Unterlaß! —
O Leidgenosse,

Dein Blick trifft ringsumher
Beim Vorwärtsstürmen
Nur noch ein schwarzes Meer
Von Regenschirmen.

* * *

Prudhomme.

Ein Dichter-Philosoph ist der im Jahre 1839 zu Paris geborene Parnassien Sully Prudhomme. Er führte die Lyrik auf die Höhe der zeitgenössischen Wissenschaft, ohne sie ihre Klarheit und Grazie einbüßen zu lassen. Viele seiner Lieder sind flott und burschikos, so die lustige Weise:

Wenn ich der Herrgott wäre!

Wenn ich der Herrgott wär',
Dann gäb's kein Sterben mehr,
Kein schlechtes Menschenherz
Und keinen Trennungsschmerz.
Und Thränen gäbe nur die Freude her
Wenn ich der Herrgott wär'.

Wenn ich der Herrgott wär',
Kein Baum blieb' fruchteleer,
Nie wär' die Ernte knapp,
Die Arbeit schafft' ich ab.
Und was wir thäten, nichts mehr fiel' uns schwer,
Wenn ich der Herrgott wär'.

Wenn ich der Herrgott wär',
Ich machte Land und Meer
Schön wie das Himmelszelt,
Ich schüfe neu die Welt.
Und dich, mein Engel, — ließ' ich wie bisher,
Wenn ich der Herrgott wär'.

Schelmisch ist auch das kleine Liebeslied :

Bitte.

Ach wüßtest du von meiner Klausen
Freudlosem kahlen Einerlei,
Du gingest wohl an meinem Hause
Manchmal vorbei.

Und wüßtest du, wie mancher Jammer
Vor holden Augen sich verlor,
Du blicktest wohl zu meiner Kammer
Manchmal empor.

Und wüßtest du, welch' Segensquelle
Sich mir erschloß', dich nah' zu sehn,
Du bleibst vielleicht an meiner Schwelle
Doch manchmal stehn.

Und wenn dein Herz nur erst erführe,
Wie ich dich liebe tief und rein,
Du kämst wohl selber gar zur Thüre
Einfach herein!

Würdig und gedankenreich zeigt sich der philosophirende Lyriker in dem folgenden Gedicht, worin unsere heutige, zwischen Erkenntnis und Empfindung unsicher schwankende Weltanschauung beleuchtet wird :

Seelenkampf.

Zwei Stimmen kommen nie zur Ruh',
Der Seelenkampf währt unergründet:
Es giebt Vernunft den Gott nicht zu,
Den Liebe träumt und laut verkündet.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
DEPARTMENT OF CHEMISTRY
530 SOUTH EAST ASIAN AVENUE
CHICAGO, ILLINOIS 60607

RECEIVED
MAY 15 1964
BY THE DIRECTOR
OF THE UNIVERSITY LIBRARY

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO
530 SOUTH EAST ASIAN AVENUE
CHICAGO, ILLINOIS 60607

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
DEPARTMENT OF CHEMISTRY
530 SOUTH EAST ASIAN AVENUE
CHICAGO, ILLINOIS 60607

„Der Streif der Schmiede.“ Man könnte es als soziale Pseudolyrik bezeichnen. Es wirkt mit falscher Sentimentalität auf die Thränenrüsen, wie eine Zwiebel aus dem Grünkrämladen. Von seinen vielen Versdramen ist sein im 35. Lebensjahr gedichteter Einakter: „Der Weigenbauer von Cremona“ das erfolgreichste Bühnenstück. Als echt pariserischen Dichter bezeichnet ihn Lemaitre, der für Coppée eine übertriebene Vorliebe hat.*) Echt gallische Denkart verführt Coppée, jede innere Empfindung durch Sinneskittel zu trüben. So schildert er in dem Gedicht: „Die Verlassene“, die Trauer einer geschiedenen Frau zuerst mit warmer Teilnahme, knüpft daran aber Betrachtungen, die jedem Deutschen frivol erscheinen.

Die Verlassene.

Es war in eines Bürgerhauses Frieden, —
Mich rührte ihrer Züge Leidenspur,
Des milden Auges Zagheit, — ich erfuhr,
Sie sei von einem rohen Mann geschieden.

Sie ging noch zu den alten Freunden hin:
Dort, wo sie aufgewachsen, gab's kein Klüftern,
Kein Vorurteil, dumm und verdammungsklüftern,
Man nahm sie auf mit ehrlich biedrem Sinn.

Doch wußte sie, — so sanft und so bescheiden!
Daß man sie nur im engsten Kreis empfing.
Sie war gefaßt stets auf den Abschiedswink,
Auf den Empfang, der sie das Haus hieß meiden.

*) Jules Lemaitre, Les Contemporains VI. (Paris 1896.)

Oern aber saß sie stückend am Kamin,
Wenn frei das Haus von Tanz und Festgelagen.
Dort sah ich sie den Reif am Finger tragen,
Sie, die so schämig mädchenhaft erschien.

Sie wollt' ihr seltsam Wittventum erdulden,
Mit jenem Gleichmut, den sie nie verlor.
Sie trug das Sklavenzeichen nach wie vor,
Dem Schwur der Treue glaubte sie's zu schulden.

Sie mochte fünfundzwanzig Jahre sein,
Die Hand war schmal, von Adern blau durchschossen, —
Der keuschen Lider lange Wimpern schlossen
Den braunen Leuchtgrund hast'gen Schlages ein.

Kein Schmuck, kein Band! Nichts gab von Frohmut Kunde,
Kein Blümchen in dem braunen Haar bestach.
Die Trauerstimmung ihres Kleids durchbrach
Allein des schlanken, weißen Halses Runde.

Die Nadel führte sie mit leichter Hand.
Sie saß im Winkel, wo des Schattens Milde
Ihr bleiches Antlitz schuf zum Engelsbilde.
Sie blieb — meist still — den Andern abgewandt.

Wenn dann ein Zufall im bedeutungslosen
Geplauder sie zu einer Antwort zwang,
Welch' Weh verriet da ihrer Rede Klang,
— Jetzt schmerzgebrochen, einst bestimmt zum Kosen. —

Und diese Stimme, so verzagt, wie rein,
Durst' hart und herrisch unterbrochen werden!
Und, o der Schmach! des Wütrichs Drohgeberden
Erregten sie, vor Scham und Schreck zu schrei'n! —

Und trat ein Kindchen vor des Hauses Gäste,
Das seinen Blondkopf uns zum Kusse bot, —
Wie sie mit Nachdruck da, wie schmerzdurchloht
Auf seine Locken ihre Lippen preßte!

Doch nach solch' quälerischem Lustgefühl,
Wie griff sie rasch, mit plötzlich glüh'nden Wangen,
Zur Arbeit wieder, von der Angst befangen,
Man hab' entdeckt, wie sie der Schmerz durchwühl'.

Ich sah, wie man bei aller guten Meinung
Die Unglückswahl doch auf ihr lasten ließ.
Die Scheu vor solchen, die das Glück verstieß,
Trat auch bei diesen Leuten in Erscheinung.

Sie selbst, in ihrer Demut, wagte nicht,
Ins heit're Auge Anderen zu schauen, —
Sie mocht' sich nie zu jungen Mädchen trauen
Und sah nur greisen Leuten ins Gesicht. —

— Jüngling, wenn solche Frau, gebeugt und wehrlos,
Dir Liebe weckt, und sie begegnet dir,
Schau' sie nicht an, und rede nicht zu ihr,
Ruf' kein Gefühl wach, denn das wäre ehrlos.

Spitzfindig lullst du dein Gewissen ein,
Ich kenne die Verblendungssucht, die schlimme!
Ich weiß: ihr Blick durchbohrt, es packt die Stimme,
Und euer Blut wird bald in Aufruhr sein!

Sie kann sich nicht verteid'gen, muß erliegen,
Wie sie auch jamm're vor Mariens Thron,
Du wirst ein Gott ihr sein, lieb wie ein Sohn.
Mir steht es außer Zweifel: du wirst siegen.

Ich weiß es, daß sie dir wohl opfern kann
Ihr einz'ges Gut, die Keuschbewahrte Ehre,
Und daß dein Glück an ihrer Seite wäre.
Gewiß! — Doch weiß ich auch: sie stirbe dran.

Coppée gelangt zu dem überraschenden Schlusse, zu der Warnung an den jungen Verführer, nur durch die Sucht, sein Gedicht mit einer Pointe zu schließen. Aber gerade in der bei allen Franzosen beliebten Schlußform der Pointe zeigt sich oft der Unterschied zwischen einem im Feuer der Begeisterung geläuterten Dichter und einem Calmilyriker. Bei Béranger und in bedeutenderem Maße bei Victor Hugo steigert sich die Gedankenentwicklung bis zu einem unerwarteten, aber durchaus logischen Abschluß. Die letzte Verszeile bildet bei Béranger mehr eine dekorative, aber doch abrundende Krönung des ganzen Gedichtes, bei Victor Hugo erhebt sich der Schlußvers zur monumentalen, ins Weite ragenden Kuppel, Coppée aber klebt seinem Gedankenbau einen stilwidrigen Aufpuß an. Er zielt auf eitle Effekthascherei und bietet etwas, das nur deshalb überrascht, weil es da nicht hingehört. So zeichnet er mit vielem Geschick das Gebahren eines Backfischs beim ersten Ball und hängt zuletzt ganz unnötig einen cynischen Witz als Pointe an.

Am Schlusse eines Balles.

Nicht vor dem Kehraus war sie fortzubringen!
Ihr erster Ball! Was half da alles Dringen?
Die Mutter harrte, — selbst begierig, traun!
Ihr Töchterchen so lustverschönt zu schau'n.
Zum Ausbruch gab sie manchmal schon das Zeichen,
Allein die Vorsicht muß der Güte weichen,
Sobald ein lieber Ton das Ohr besticht,
Nur leise, bittend hingehaucht: Noch nicht!

Zum erstenmal darf sie beim Ball sich zeigen!
Sie geht in Weiß. Mit zarten Gliederzweigen
Hat sie ihr langgeflocht'nes Haar geschmückt.
Jetzt sieht sie, halb verlegen, halb entzückt,
Den Ersten nah'n, um sie zum Tanz zu bitten.
Sie wird ein wenig rot, und als dann mitten
In all' dem Freudenrausch der erste Satz
Der Geigen tönt, schnellt sie von ihrem Platz.
Dies Fest dünkt ihr der Brennpunkt alles Glanzes.
Das erste! — Kurz noch vor Beginn des Tanzes
Wird ihr so bang, daß sie die Hand, verzagt,
Kaum in des Tänzers Arm zu legen wagt.
Hier, wo die großen Damen sie umringen,
Bebt sie, ein Vöglein mit zu schwachen Schwingen.
Ein Herr geht plaudernd mit ihr durch die Reih'n.
Sie schaut beseelt in das Gewirr hinein,
Ein Feenmärchen scheint sie zu umgeben, —
Vor schmuckbelad'nen, weißen Busen schweben

Buntfarb'ge Fächer in bewegtem Spiel,
Wie Falter um der Rosen duftig Ziel. —

— — —

Nun endlich ging sie doch! Mein traumhaft Sinnen
Folgt ihrer Spur und sucht sich auszuspinnen,
Wie diese Wonnennacht ein Ende fand.

Sie sitzt — vom Tanz ein wenig abgesspannt —

Im kühlen Heim an ihrem Mädchenbette.

Sie legt die Handschuh' ab, die Perlenkette.

Ihr Auge streift den Spiegel, — sie erschrickt,

Wie sie sich nackt an Hals und Arm erblickt.

Das Sträußchen vor der Brust entsendet sterbend

Die letzten duft'gen Grüße ihr, und werdend

Umfließt sie noch der süße Walzerklang,

Nach dem sie heut der blonde Jüngling schwang.

Sie nimmt das Kärtchen, drauf er eingetragen

Den Namen, den noch Niemand darf erfragen.

Inzwischen kommt des Frührot schon zu Gast,

Es füllt den Raum, das Kerzenlicht erblaßt,

Und Müdigkeit zieht sie zum Lager nieder.

Keusch hüllt sie ein die jugendlichen Glieder,

Und schirmend schwebt ein Engel über ihr

Nun, Träumer, weiche! Scheu verbannt dich hier.

Es hieß' ein Nest um seinen Frieden bringen

Und rohen Sinnes in ein Heil'ges bringen,

Gäbst du dem Blick das Weihervollste preis,

— Und wenn man selbst es zu erraten weiß.

* * *

Hérédia.

Don vornehmer spanischer Herkunft, nur mütterlicher-
Theils von französischer Abstammung, ist der Lyriker José
María de Hérédia. Er wurde 1842 auf einer Kaffeefarm
nahe bei Santiago de Cuba geboren. Seine Ausbildung er-
hielt er in Senlis, sechs Meilen nördlich von Paris,
doch setzte er die Studien in seinem Vaterlande, in La Habana,
fort und kam mit 17 Jahren wieder nach Paris, wo er sich
dann naturalisiren ließ. Seine Gedichte, die 1893 unter dem
Titel: Los Tropheos erschienen, darunter namentlich seine
Sonette, wurden wegen ihrer peinlichst ausgefeilten Form
bewundert und verschafften ihm einen Platz in der Akademie.
Die rhythmische Straffheit der scharf accentuirenden spanischen
Sprache versuchte Hérédia auf die französischen Verse zu
übertragen, die sich wegen der schwankenden Betonung der Silben
kaum in ein festes Gleichmaß fügen lassen. Da im deutschen
Rhythmus der strenge Tonfall herkömmlich ist, kann die hier
folgende Uebertragung Hérédiens äußerliche Feilkunst nicht
hervorheben, sondern nur die Schönheit und das südlische
Feuer seiner Lyrik wieder spiegeln:

Das Lied des Andalusiers.

(Redondillas.*)

In der Arena sah ich toben
Den wilden Andalusierstier, —
Kühl blieb ich, wenn die Bestien schnoben,
Und schreck' vor einem Blick von dir!

*) Redondillas sind spanische Rundreime, meist achtsilbige Verse.

Ich hörte schrei'n zehntausend Kehlen
Beim Bullenansturm, und es hing
Der Angstblick von zehntausend Seelen
An meinem Arm, — mir galt's gering.

Ich sah mit aufgeriss'nen Wäuchen,
Draus blutig Eingeweide glitt,
In wilder Flucht die Rosse keuchen, —
Ich lachte. Und du lachtest mit!

Ich sah die Hörner rot vom Blute
Des aufgespießten Pikadors, —
Es bebte nicht (in bangem Mute)
Die Faser meines Spizenflors.

Ob schwarze Augen nach mir schmachten,
Und ob mir wink' manch' weiße Hand,
Mich reizt es kaum, darauf zu achten.
Dem Stiere steh' ich zugewandt.

Ich seh', wie er geheßt und röchelnd
Zum Ziel mich nimmt, und springt er los,
Empfang' ich ihn kaltblütig lächelnd
Mit elegantem Todesstoß.

Und doch zuck' ich vor dir zusammen
Und mach' ein Kreuz, gebeugten Knie's ...
Es loht in deines Auges Flammen
Die Hölle und das Paradies.

* * *

Pailleron.

Ein auch in Deutschland beliebt gewordener Bühnenschriftsteller, der die Lyrik nur „im Nebenamte verfab,“ ist Edouard Pailleron, 1834 geboren und 1899 zu Grabe getragen, ein echter Pariser, voll Geist und Spottlust, dabei immer anmutig und kurzweilig. Er ist verhältnismäßig spät zu einem durchschlagenden Erfolge gelangt. Als sein satirisches Lustspiel: „Die Welt, in der man sich langweilt“, auf der Bühne erschien, war Pailleron bereits 47 Jahre. Zwei Jahrzehnte früher hat er sich, damals noch Sekretär eines Notars, mit seinem Erstlingswerk „Les parasites“ erfolgreich als Satiriker eingeführt. Ein kunstvoll geformtes, neckisches Liebesgedicht zeige uns den heiteren Dichter.

Die Furt.

Es war ein Bach zu übersteigen,
Wir hatten uns zu weit gewagt.
Sie war so stolz und ich verzagt.
Hänflinge fangen in den Zweigen.

Geh' du voran, den Weg zu zeigen,
Und schau nicht rückwärts! rief die Maid.
Sie löst den Schuh und schürzt das Kleid, —
Es war ein Bach zu übersteigen.

Ich that so, wie sie mir's gesagt,
Und — schielte nur und sah die Wellen
Den zartsten Elfenfuß umschwellen. —
Wir hatten uns zu weit gewagt.

Von Stein zu Stein ging nun die Jagd.
Ich konnte meinen Arm ihr geben,
Doch war das so verfänglich eben. —
Sie war so stolz und ich verzagt.

Da bricht ihr Schwalbenschrei das Schweigen,
Und — wie mir dächte — wankt ihr Knie.
Mit einem Satz umfass' ich sie, — —
Hänflinge sangen in den Zweigen.

* * *

Daudet.

Ein Meister der Erzählungskunst, der allbekannte Verfasser des Romans „Fromont jeune et Risler aîné“ und der lustigen „Tartarin“-Geschichten, Alphonse Daudet, ist ebenfalls als Lyriker zu schätzen. Daudet stammt aus dem Gebiete der Languedoc, aus dem südfranzösischen Städtchen Nîmes, wo er 1840 zur Welt kam. Mit siebenzehn Jahren siedelte er nach Paris über, 1897 starb er dort. Alle Welt kennt seine unterhalt samen Prosadichtungen. Ehe Daudet zum Beherrscher der Prosa kunst ausreifte, versuchte er sich in der Lyrik, die auch schon den Grundzug seines Charakters, lebenswürdige Schalkhaftigkeit, fröhlich offenbart. Eine Probe:

Maria in der Krippe.

Die Mutter Gottes hält im Schoß und wiegt
Das Jesulein, das in der Windel liegt.
Ihr Sang tönt hell wie das Gezirp der Meise.

Sie kost den Sohn und fängt ein Liedelein,
Mit dem man Kinder einlullt, sanft und leise, —
Der kleine Jesus aber schläft nicht ein.

Neugierig hört er auf die Melodie,
Und sie ergötzt ihn, er begleitet sie
Als wie ein Priester, wie ein Kirchensänger,
Und schlägt den Takt mit seinem Strampelbein.
Maria sieht's, doch duldet sie's nicht länger:
„Schläft denn der kleine Jesus heut nicht ein?“

„Schlaf' doch, mein süßes Kind, mein Engel du!“
Mild redet ihm die gute Mutter zu.
„Schlaf! Es ist spät, das Licht brennt auch schon nieder.
Dein Kopf ist heiß. Du mußt ja müde sein!
So schlaf', mein Herzensbub, und streck' die Glieder.“ —
Jedoch ihr kleiner Jesus schläft nicht ein.

„Wenn du erst schlummern wirst, dann flattern bald
Viel bunte Träume her aus Busch und Wald
Und küssen Mündlein dir und beide Wangen.
Sieh einmal acht! Du mußt nur ruhig sein.“
Doch weder List, noch Bitte will verfangen, —
Der kleine Jesus schläft nun 'mal nicht ein.

Beinah' verzweifelt ist Maria schon
Und beugt sich seufzend über ihren Sohn:
„Wenn du nicht schläfst, muß deine Mutter weinen. —
Siehst du, ich weine!“ — — Augenblicklich lief
Die Thräne selbst schon aus dem Aug' dem Kleinen.
Und Jesus drehte rasch sich um — und schlief.

Ein anderes, sehr drolliges Lied: Les Prunes (Die Pflaumen) zählte zu den populärsten Gedichten in Frankreich. Die doppelstünige Pointe: Nous nous aimâmes pour des prunes, — „wir liebten uns für nichts und wieder nichts“ — ist selbstverständlich nicht übertragbar. Doch sei es mit einer freilich derberen Nachahmung versucht:

Eine Feige.

Wenn ihr es gern erfahren wollt,
Wie ich erhascht hab' eine Feige, —
Ich künd' es, daß ihr lachen sollt
Wenn ihr es gern erfahren wollt.
Die Liebe ist der Jugend hold,
So sehr sie sich auch naschhaft zeige.
Nun hört, wenn ihr erfahren wollt,
Wie ich erhascht hab' eine Feige.

Mein Oheim zog viel Obst im Land,
Mich aber zog mein liebes Bäschen.
Wir gingen gerne Hand in Hand.
Mein Oheim zog viel Obst im Land,
Es naschten dran höchst arrogant
Die kleinen Vögel, die gefräß'gen.
Mein Oheim zog viel Obst im Land,
Mich aber zog mein liebes Bäschen.

So promenierten wir einmal
In einer frühen Morgenstunde,
Ganz ohne Absicht, ohne Wahl
So promenierten wir einmal.

Und bunte Vögel ohne Zahl
Umträllerten uns in der Runde.
So promenierten wir einmal
In einer frühen Morgenstunde.

Das sang und klang und flog und sprang
Von Busch zu Busch, von Zweig zu Zweigen,
Im Äther und im Laubengang!
Das sang und klang und flog und sprang.
Und Blume selbst und Blattgerank,
Sie wippten lustig wie zum Reigen.
Das sang und klang und flog und sprang
Von Busch zu Busch, von Zweig zu Zweigen.

Mein Bäschen in dem Gartenhut,
Treuherrlich, lieblich zum entzücken,
Tanzt mit und tollt voll Übermut, —
Mein Bäschen in dem Gartenhut!
Und mir im Herzen wallt das Blut.
Sie neckt und will mir flink entrücken,
Mein Bäschen in dem Gartenhut,
Treuherrlich, lieblich zum entzücken.

Husch! hinter einem Feigenbaum
Versteckt sie sich, — selbst eine Feige!
Es trennt uns nur ein kleiner Raum.
Husch! hinter einem Feigenbaum!
Und ich, voll Blut, erwart' es kaum,
Daß ich mich wonnig zu ihr neige,
Husch! hinter einem Feigenbaum
Versteckt sie sich, — selbst eine Feige.

Ich trete drohend vor sie hin,
Da hab' ich auch schon — meine Feige!
O diese kleine Heuchlerin!

Ich trete drohend vor sie hin,
Mir ist so sonderbar zu Sinn,
Als ob ein Rausch zu Kopf mir steige.
Ich trete drohend vor sie hin,
Da hab' ich auch schon meine Feige!

Und — das ist alles, was geschah.
Ich gab mich mit der Frucht zufrieden.
Wohl etwas stübig stand ich da,
Und das ist alles, was geschah
So oft ich dann mein Bäschen sah,
Nie ward mir ähnliches beschieden.
Und das ist alles, was geschah. —
Ich gab mich mit der Frucht zufrieden.

Ihr Schönen, ist es euch auch klar,
Wie ich erhascht hab' eine Feige?
Denkt nur nicht etwas andres gar.
Ihr Schönen, ist es euch auch klar?
Was ich erzählte, stimmt aufs Haar,
Wenn ich — das schönste auch verschweige
Ihr Schönen, ist es euch auch klar,
Wie ich erhascht hab' eine Feige?

* * *

Guy de Maupassant.

Bedeutender als Lyriker war Daudets berühmter Zunftgenosse der Romandichter Guy de Maupassant. 1850 auf einem Gutssitz nordöstlich der Seine-Mündung geboren, mußte er schon im 43. Lebensjahr, geistig unnachtet, sein schaffensreiches Dasein beschließen.*) Maupassant nimmt unter den Naturalisten zweifellos die erste Stelle ein. Seine Schöpfungen sind tief ergreifend und bei aller Rücksichtslosigkeit der Darstellung doch stets poesievoll, Erzeugnisse einer feinen Kunst. So der Roman „Une Vie,“ dann sein reifster, im Alter von 39 Jahren gedichteter: „Fort comme la Mort.“ Von der Bühne herab kennen wir das kleine erschütternde Drama: „Musotto.“ Mit seinen Versen trat er nur einmal, in seinen Jünglingsjahren, hervor, und hier zeigt sich Maupassant vorwiegend noch als sentimentaler Romantiker, aber schon als ein Meister der Darstellung und der poetischen Stimmung. Eines seiner düstigsten Gedichte heißt:

Mondenschimmer.

Weißt du, wer ich bin? Von dem Mond ein Schimmer.
 Und woher ich komm'? Heb' den Blick empor!
 Bin kein Kind der Nacht, ward aus Lichtgeflimmer.
 Klett'rer im Gehölz, in der Flut ein Schwimmer,
 Dehne mich im Gras, schlängle mich durch's Rohr,
 Kriech' am Mauerwerk, blick' durch's Laub hervor,
 Wie Zigeunervolk auf dem Schleichweg immer.
 Niemand, den ich traf, glühte je noch fro.

*) Jules Lemaitre, Les Contemporains. Sixième Série.

Ich bin so dünn, daß ich mich winde,
Wo sonst kein Andrer hingelangt.
An's Fenster press' ich mich und finde,
Was mancher zu enthüllen bangt.
Ich wandle durch des Waldes Gründe,
Wofür mir Wild und Vogel dankt.
Auch ein verliebtes Pärchen schwankt
Dem Lichte nach, das ich entzünde,
Und wenn ich dann im Raum verschwinde,
Dann seufzt ein Herz, das mein verlangt.

Die Nachtigallen richten
Von Ulmen her und Fichten
An mich die Melodei'n.
Wohin Kaninchen flüchten,
Dort bett' ich gern mich ein.
Und seh'n sie's kaum sich lichten,
Flieh'n sie, — ich hinterdrein,
Und beide Teile richten
Ihr Wegziel quersfeldein.
Ich dring' in Schluchten ein,
Den Hirsch mit meinem Schein,
Die Hindin aufzurichten.
Sie horcht: mag wohl im dichten
Geßl, sie zu vernichten,
Ein Schütz verborgen sein?
Ertönt des Hirsch's Schrei'n,
Und stellt zu Liebespflichten
Er sich verstohlen ein?

Wild durchwühlt die Wellen,
Der mich schuf, der Mond.
Wo empor sie schnellen,
Zeig' ich all' den hellen
Glanz, der in mir wohnt.
Wenn sie dann zerschellen,
Bin auch ich entthront.
Dann an Kreuzwegstellen
Bliß' ich ungewohnt,
Seige Spießgesellen
Hab' ich nie geschont.
Hab' auch lust'gen Bällen
Manchmal beigewohnt
Und in stillen Zellen
Dulder oft belohnt.

Weißt du, wer ich bin? Von dem Mond ein Schimmer.
Ahnst du auch, warum er mich hergesandt?
In der Waldnacht gäb's eine Leuchte nimmer,
Und du sähest nie des Gewässers Strand,
Irrtest im Gehölz und wo sonst auch immer,
Hät't'st schon manchen Baum unsanft angerannt.
Auf den rechten Pfad weist der milde Schimmer,
Darum aus den Höh'n bin ich hergesandt.

Mit treueren Zügen spiegelt sich die Eigenart Maupassants
in einem anderen Gedichte wieder, dessen beißende Satire
so scharf wirkt, als wäre sie eben erst und nicht vor länger
als einem Menschenalter seiner Feder entfloßen:

Geschwätz der Straße.

Schlend'r ich zuweilen über'n Boulevard,
Dann hör' ich oft in stillem Grimm ein paar
Mit Ordensbändchen prunkende Gestalten
Sich süß-gezierten Lächelns unterhalten.

Der eine: Ah! Sie da!

Der andere: Welch' ein Zufall!

Der eine: Nun, wie geht's?

Der andere: So, so! Und Ihnen?

Der eine: Danke!

Der andere: Prächt'ges Wetter!

Der eine: Ein schöner Sommer wird es, wenn es stets
So bleibt.

Der andere: O ja.

Der eine: Ich reise bald. 's ist netter
Auf meinem Gut.

Der andere: Jetzt kommt die Reisezeit.

Der eine: Ja, ja. Mein Glieder ist noch garnicht weit.
Der trockne Boden macht's. Und kalte Nächte.

Der andere: April! — Wie steh'n die Pfirsiche?

Der eine: Ich dächte,
Sie werden gut.

Der andere: Nichts Neues?

Der eine: Nein.

Der andere: 's ist greulich! —

Die Gattin wohl?

Der eine: Ein bißchen Schnupfen.

- Der andere: Ach!
Das liegt so in der Luft jezt. Sah'n Sie neulich
Das Stück von Machin?
- Der eine: Ist was dran?
- Der andere: Na, — schwach!
Er ist nicht flott im Stil, und voll Bombastes.
's ist kein Sardou! Der kann's!
- Der eine: Ja, ja, der kann's!
- Der andere: Machin ist viel zu tief. Für Bücher paßt es,
Da schadet nicht poet'scher Firlefauz.
Allein das Drama muß verständlich bleiben.
- Der eine: Ich lobe mir Feuillet. Der weiß zu schreiben!
Doch halt' ich nichts vom neuen Kunstgeschmier.
Das viele Lesen will mir auch nicht dienen,
Zum Zeitvertreib genügt die Zeitung mir.
- Der andere: Und schöne Weiber!
- — Sie verzieh'n die Mienen,
Wie jemand, der sein Laster frech gesteht. — —
- Der andere: Und ein Menu
- Der eine: Ich halte auf Diät.
- Der andere: Die Politik macht Ihnen noch Vergnügen?
- Der eine: Ja wohl! Ich hab' noch immer mein Mandat.
- Der andere: Sich so dem Dienst des Staatswohls einzufügen
Ist eine edle Sache in der That.
Wir haben jezt gedieg'ne Redner sitzen
Im Parlament.
- Der eine: Gedieg'ne! Zweifellos!
- Der andere: Ehiers und Changarnier, — die waren groß!
Was halten Sie von Zola?

Verlaine.

Mit dem großen Kriege von 1870/71 endet die neue Blüte der französischen Dichtkunst, namentlich der Lyrik. Das junge Geschlecht, das unter den niederdrückenden Erinnerungen an die böse Kriegszeit aufwuchs, hatte nicht die Kraft, der Kunst das gallische Erbteil, die harmlose Heiterkeit, zu wahren. Es kam die Zeit, in der zwei kurz nach einander auftauchende Schlagworte: *fin de siècle* und *perverse* kaum auseinander zu halten waren. Die Dekadenten, die Entarteten, zeigen schon durch den Namen, den sie sich beileigten, daß sie nicht als normale Gesundheitsmenschen gelten wollten. Als einer von ihnen in der Académie française Aufnahme fand, mußte er sich eine Begrüßungsrede gefallen lassen, in der er und seine Anhänger wenig schmeichelhaft, aber sehr treffend gekennzeichnet wurden*): „Ihr Geschlecht trägt das Zeichen der Haltlosigkeit und Enttäuschung. Sein gewöhnlicher Zustand ist überreizte Müdigkeit. Glückliche Leute, anständige Leute würden heute auf der Bühne und im Buche so abstechen, wie Gesunde in einer Krankenhaus-Abteilung. Maßlosigkeit, Verzerrung, Häßlichkeit haben allein ein Anrecht auf die Artistendichtung, und den größten Erfolg erringt der Schriftsteller, der uns mit den triftigsten Gründen so weit bringt, daß wir uns selbst verachten.“

Das Haupt der Dekadenten, Paul Verlaine, stammt aus Metz, wo er 1844 in die schlechteste aller Welten kam. Er starb nach einem stürmisch bewegten Leben, das ihn sogar ins Gefängnis und ins Armenhaus führte, im Alter von 50 Jahren. Seine Lyrik vertieft sich trotz der manchmal recht weit getriebenen Verleugnung aller Lebenskräfte zu ergreifender Innigkeit. Dies zeigt das Gedicht:

*) Marquis Costa de Beauregard von der Académie française bei der Aufnahme Henri Lavedans. (Nach der Fossischen Zeitung vom 3. Januar 1900).

„Il pleure dans mon coeur.“

Es weint mein banges Herz,
Wie dort die Wolken thränen.
Was für ein Sehnsuchtschmerz
Erfüllt mein banges Herz?

Im Takte rinnt der Regen
Aufs Pflaster und aufs Dach.
Verstimmte Herzen legen
Musik in solchen Regen.

Mein Herz weint ohne Grund,
Sein selber überdrüssig,
Denn ihm zerriß kein Bund. —
O Trübsal ohne Grund!

Das schlimmste ist's des Leides
Nicht wissen, was uns quält.
Haß fehlt und Liebe — beides!
Doch ist mein Herz voll Leides . . .

In seiner sittlichen Unfertigkeit schwankte Verlaine fortwährend zwischen hypermoderner Blasiertheit und mystischer Religiosität. Einer Reihe von nervös-sinnlichen und weichlich-verzagenden Dichtungen, folgt das Buch „Sagasse“, gewissermaßen eine „lehte Weisheit“, worin der Dichter ganz fromm wird und mit warmblütiger Poesie manche Saite unseres Gemütes in Mitschwingung bringt. Wie die Klage eines Gefangenen, der fernab vom Geräusch des Tages in Reue beten lernt, klingt das Lied:

Im Himmelsblau, hoch über'm Dach,
Welch' friedlich Schweigen!

Im Wipfellaub, hoch über'm Dach,
Welch' sanftes Neigen!

Weich zittert durch den Himmel dort
Des Glöckleins Klingen.

Wehmütig tönt vom Wipfel dort
Des Vögleins Singen.

Mein Gott, mein Gott, ist diese Welt
Voll Friedensliebe!

Nur fernher hallt in diese Welt
Das Stadtgetriebe.

Und du, was ward aus dir, dem jetzt
Nichts bleibt als Klagen,

Was ward aus dir, o sage jetzt,
In jungen Tagen?

Die folgenden Strophen atmen eine stille, entsagungs-
volle Todesstimmung:

Dumpfe Schwere traf
Auf mein düstres Leben:
Meine Hoffnung — Schlaf,
Schlaf — mein letztes Streben.

Meine Welt erbleicht,
Stumpf wird mein Empfinden,
Schmerz und Freude weicht —
Trauriges Entschwinden!

Eine fremde Hand
Wiegt nach Ammenweise
Mich — am Grabesrand,
Wiegt mich leise, leise . . .

Ein drittes Lied, — höchst kunstvollen Strophenbaues —
entschleiert uns in vollendeter Stimmungsmalerei ein Seelen-
Bild von tiefer Empfindung:

Wüßt ich nur, warum
Mein umflorter Sinn
Wie auf unruhvollen Schwingen drängt zum Meere hin!
Was ich liebgewinn',
Leitet schein und stumm
Meine Seele in die Glut hinaus. Warum, — warum?

Eine Möve auf verlor'nem Fluge,
Folgt die Seele fernen Wogenschlägen,
Läßt von jedem Wind sich weiterfegen,
Jeder Brise fügt sie sich im Zuge —
Eine Möve auf verlor'nem Fluge.

Hoch im Sonnenraum
Frei umherzuspähn,
Lichtberauscht, das ist's, wonach all meine Sinne stehn.

Weiches Frühlingwehn
Überm Wellenschaum

Führt die schlaffe Seele fort in wonnesüßem Traum.

Aber manchmal schreit sie schmerzgetrieben,
Daß der Seemann fern ein Unheil wittert.
Dann, ein Spiel des Windes, schwebt sie, zittert,
Stürzt hinab, und wieder — wund, zerrieben —
Taucht sie auf und schreit sie schmerzgetrieben.

Wüßt' ich nur, warum
Mein unflorter Sinn

Wie auf unruhvollen Schwingen drängt zum Meere hin!

Was ich liebgerinn',
Leitet scheu und stumm

Meine Seele in die Glut hinaus. Warum? Warum?

Wer diese Verse liest, wird verstehn, was Emile Zola in seinem Nachruf auf Verlaine von dem Dichter sagt: „. . . wenn die Poesie nur die natürliche Quelle ist, die aus einer Seele fließt, wenn sie nur eine Musik, eine Klage, nur ein Lächeln ist, wenn sie die freie Vagabundenphantasie eines sich freuenden und weinenden, eines sündigenden und bereuenden armen Wesens ist, so war Verlaine der entzückendste Poet dieser Jahrhundertswende.“*)

Noch eine lyrische Gabe zeige Verlaine in der leichteren Cändelkunst mit humoristischem Anflug:

Cythere.

Ein Gartenhäuschen, lichtumflossen,
Hält uns zu süßer Lust umschlossen
In rosenhauchdurchwürzter Luft.

*) Emile Zola, Der Einsiedler. Autorisierte Übersetzung von Wilhelm Thal.

Der Wohlgeruch, der lieblich lüfte,
Verschwimmt im leichten Sommerwinde
Mit ihres Puders feinem Duft.

Und was ihr Blick verheißen, gilt!
Ihr Busen wirbt, die Lippen sprühen
Und lassen fiebrisch mich erglühen.

Doch da die Liebe alles stillt,
Nur nicht den Hunger, muß dazwischen
Sorbet und Naschwerk uns erfrischen . . .

* * *

Gregh.

Die Lyriker, die sich um Verlaine gruppierten, um ihm nachzueifern, wimmern und winseln gar jämmerlich und wollen trotzdem Stürmer sein. Sie lehnen sich gegen die alten Formen auf, gegen die lästigen Fesseln, welche die französischen Reim- und Versregeln um die Dichtersprache geschlagen haben. Und in diesem Kampf gegen die von Alters her geheiligte Form sind sie allerdings sieghaft vorgebrungen, denn einer aus der Schaar der Dekadenten, Fernand Gregh, der Sohn eines aus Malta stammenden Komponisten, wurde als dreiundzwanzigjähriger Jüngling, im Jahre 1897 von der Französischen Akademie preisgekrönt, — allerdings nur zur Hälfte. Die andere Hälfte von 2000 Francs wurde unter viereen seiner fünfzig

Nebenbuhler verteilt. Aber die Neuerer, die sich gegen den regelmäßigen Wechsel männlicher und weiblicher Reime, gegen Hiatusbann und Luxusreime verschworen hatten, waren auch schon stolz auf einen Halbpreisdichter. Gregg macht übrigens von dieser Freiheit, deren sich deutsche Dichter nie begeben haben, in seiner ersten Sammlung: „La Maison de l'Enfance“ nur vereinzelt Gebrauch. Dem Inhalt nach gipfelt auch seine Kunst in allermodernster Empfindsamkeit. Bezeichnend dafür ist das

Liebeslied.

Ob ich dich liebe oder nicht, —
Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.
Doch da du eingriffst in mein Leben,
Unhörbar leise, sanft und schlicht,
Hat dir das Glück Geleit gegeben.

Das Glück hat dir Geleit gegeben,
Hielt seinen Fuß an deinen dicht
Und überstrahlte schon mein Leben,
Als ich noch tappte nach dem Licht
Im Dunkel von Gefahr umgeben.

Und wenn, da ich noch selig eben
Dem Wonnerausch mich hingeeben,
Mir aus dem Aug' ein Thränlein bricht,
Was willst du Hirngespinnste weben
Und in der Marterfrage beben,

Ob ich dich liebe oder nicht?

So blaß und verschwommen erscheint bei Gregg die kräftigste Lebensäußerung, deren ein gesunder Jüngling fähig

sein kann. Die wildeste Leidenschaft des Menschen, die Liebe, wird zum Rührmichnichtan, zum zerfließenden Phantom.

* * *

Haraucourt.

Zwei Jahre später — im Mai 1899 — gab es eine neue Preiskrönung durch die „Académie française“. Der Lyriker Edmond Haraucourt wurde für seine Gedichtsammlung „Les âges, l'espoir du monde“ mit dem Ehrensold von 3000 Francs ausgezeichnet.

Haraucourt, 1857 geboren, stammt aus einer angesehenen Familie Lothringens. Er studierte Jura und bekleidete ein Amt im Handelsministerium. Auch als Maler versuchte er sich und hat vor Jahren im „Salon“ einiges ausgestellt. Haraucourt gehört nicht zu den übertriebenen Empfindsamkeitslyrikern der Dekadenten und Symbolisten. Sein Buch „Les âges“ ist eine Verherrlichung Christi, aber nicht des dogmatischen Gottesohnes, sondern des weltlichen Reformators, dessen Lehren durch neunzehn Jahrhunderte mißverstanden worden und der erst zum zweiten Male sterben mußte, um den Menschen wirklich die Erlösung von dem Fluche ihrer Laster zu bringen. Haraucourt schildert nun jahrhundertweise die Abtrünnigkeit des Menschentums. Es seien hier zwei Episoden herausgegriffen, — die eine, aus dem 12. Jahrhundert, ist von befreienden Humor:

Das Almosen.

Einst zog der Heiland kreuz und quer.
Schlaff trabte Petrus hinterher,
Bis sie an eine Hütte kamen.

Sie treten bei dem Bauern ein.

„Hier giebt's nichts!“ fängt der an zu schrei'n.

„Was wollt ihr denn in Teufels Namen?!“

— „Ein Stückchen Brot nur, das uns nährt.

Das Hemd laß trocken uns am Herd.

Zum Schlaf ein Lätzchen in der Krippe!“

— „Holt euch die Mahlzeit anderswo

Und packt euch fort. Ich hab' kein Stroh.

Ins Stoppelfeld mit solcher Sippe!“

Da springt urplötzlich aus dem Wald

Ein Räuber, Riese an Gestalt,

Blutigierig wie ein Menschenfresser.

Breitkrämp'ger Hut, das Haar zerzaust,

Den droh'nden Säbel in der Faust

Und noch im Gurt versteckt drei Messer.

„Herr Räuber, tretet freundlichst ein!

Gern geb' ich alles her, was mein:

Hier Brot und Butter, Speck und Schinken.

Hier Eier. Habt ihr nur genug?

Milch ist in diesem ird'nen Krug

Und Wein aus diesem Schlauch zu trinken.“

— „Dein Geld, du Tölpel! Hol's und lauf!“

— „Ich zähl' euch gleich die Baarschaft auf.

Nehmt auch die Betten, — will's euch frommen.“

— Seufzt Petrus: War ich dumm bis jetzt.

Der Ehrliche wird nicht geschägt.

Man muß der Welt als Räuber kommen.

Ein tragisches Sittenbild aus dem fünfzehnten Jahrhundert entrollt der Dichter in dem Liede: „Fontovéjune.“

(Fontovéjune ist das spanische Fuente-Ovejuna — sprich: Owechuhna, = Schafsquelle — eine Landschaft der Provinz Cordoba.) Daher der deutsche Titel:

Die Cordobanerin.

Die Seguidillas trällernd schritt
Das Dorfkind auf entleg'nem Pfade,
Als ebenda in Kriegsparade
Der Graf von Calatrava ritt,
Gebietet über Land und Lente,
Der jedes Weib erheischt als Beute.
„Ei liebes Kind, wo willst du hin?
Du schöne Cordobanerin!“

Er steigt vom Pferd. Die Maid wird blaß.
Aufreißt er feines Kollers Seide,
Das Wamms von blauem Sammt, und beide
Wirft er weit von sich fort in's Gras.
Er lacht und zeigt die weißen Zähne.
Ihr aber blinkt im Aug' die Thräne.
Längst lag ein andrer ihr im Sinn, —
Der schönen Cordobanerin.

Er schlingt den Arm um ihren Leib.
„Reich' mir den Mund, du Maid vom Lande.“
Roh wiehert seine Reiterbande.
„Du willst nicht? Du wirst wollen, Weib!“

Sparst du dich auf für deinen Bauern?
Hüg' dich, sonst sollst du es bedauern!
Bei Gott! Du weißt doch, wer ich bin, —
Du schöne Cordobanerin.“

— „O hoher Herr, thut mir kein Leid,
Ich fleh' für Euch des Herrgott's Gnade.“
— „Hüg' dich und laß die Jeremiade.
Kriegsleute haben keine Zeit.“ —
Sie ringen, und er zerrt sie schnöde.
— „Ich will nicht!“ — „Doch ich will, du Spröde,
Und breche deinen Eigensinn,
Du schöne Cordobanerin.“

Er reißt sie nieder. „Süßes Kind!
Dein Herzchen klopft. Schmollst du noch lange?“
Da beißt sie wild ihm in die Wange,
Daß Blut ihm aus der Wunde rinnt.
„Willst du mit mir dich nicht begnügen,
So sollst du dich noch andern fügen.“
Den Reiterknechten wirft er hin
Die schöne Cordobanerin

* * *

Maeterlinck.

Man war versucht zu glauben, daß in der Dichtung der Dekadenten das Fieber der Nervosität seinen Höhepunkt erreicht hätte, — die nachfolgende Gruppe verfiel aber einem noch hochgradigeren Fieber.

Was die Symbolisten alles an sonderbarer Dichtung leisteten, lohnt nicht und ist auch teilweise unmöglich, in deutscher Sprache nachzudichten. Ihr oberstes Gesetz: nicht Gedanken anzuregen, sondern Empfindungen auszulösen, — eine Wirkung, die bisher allein der Musik vorbehalten war, — verführte sie zu einem Redewirrwarr, der an das erstatische Stammeln einer Pythia erinnert. Und ganz wie die abergläubischen Orakelbefrager aus dem Gefasel ihrer Heiligen höchste Weisheit herauszuhören glaubten, behauptet eine enthusiastisch zusammenhaltende Gemeinde von Kunstfreunden, in dem Schwulst und Dunst der symbolistischen Lyrik die eigentliche, die herrlichste Poesie zu erkennen. Aus jener Dichterschlar ist der bekannteste Maurice Maeterlinck (spr. Maeterlinck). Im Jahre 1862 in Belgien geboren, lebte er erst als Advokat in Gent und siedelte im Alter von 35 Jahren nach Paris über. Er hat sich durch seine Dramen „Les Aveugles“ und „L'Intruse“, — welches letztere allein dreimal ins Deutsche übersetzt worden ist, darunter auch von dem feinsinnigen Otto Erich Hartleben, — einen ernsten Dichterruf erworben. Das erste Aufsehen erregte er aber zu Anfang der achtziger Jahre mit der Veröffentlichung seiner Gedichte: „Serres Chaudes“, — „Treibhauspflanzen“, wie er sie selbst nicht ohne Ironie bezeichnete. Daß das Symbolistische für einen, der nur klare Gedanken zu verstehen pflegt, recht schwierig ist, wird an dem folgenden Gedicht zu merken sein:

Schwermut.

Falter der Seelenruh, weiße Falter, ihr floht,
Weiße Falter, ihr floht vor des Erwachens Pein.
Weiße Falter des Traums, die mir die Stunde bot,
Als ihr flatternd entfloht, hüllte noch Schlummer mich ein.
Falter der Seelenruh, die mir die Stunde bot,
Taucht hinab in den Teich, der ohne Sonnenschein.
Weiße Falter des Traums, Falter der Daseinsnot,
Taucht hinab in das Reich, das ohne Sonnenschein

Schwül und müde ist die Stimmung der Maeterlinckschen Lyrik. Der Dichter ist müde, sich zu freuen, müde zu kämpfen, müde zu leben, und nur eins ist er nicht müde, dieser Stimmung in tönenden Reimen Ausdruck zu geben. So stöhnt und schmachtet er in einem Gedicht:

Anbehagliche Jagd.

Mein Busen ist von Leid beschwert,
Er krankt an etwas längst Zerfloss'nem,
Er krankt an etwas bang Verschloss'nem.
Mein Auge hat den Schmerz geklärt:

Jch sehe ein beständ'ges Jagen, —
Die Geißel der Erinn'ring schwirrt,
Und des Gelüstes Spürhund irrt
Auf Fährten, die mir nicht behagen.

Der Grillen Meute zerrt am Seil
Quer durch des Forstes Dämmerräume,
Und nach dem weißen Hirsch der Träume
Fliegt des Verdrusses gelber Pfeil.

O Gott, mein atemlos Begehren,
Der Wunsch, der müd dem Aug' entquillt,
Hat mit zu rauhem Hauch verhüllt
Den Mound in meiner Seele Sphären.

In noch tiefere Symbolik hüllt sich ein anderes Gedicht:

Seelenglut.

Mein Auge überfliegt ein Schatten
Von vielfach sehndem Gefühl, —
Mein Herz umwallt ein Traumgewühl,
Die Seele nächtiges Ermatten.

Ich warf in des Vergessens Meer
Die Freudenblüte, die verdorrte.
Gefangen hält die Wimpernpforte
Das Glück auf Nimmerwiederkehr.

Allabendlich rührt, ach! vergebens
Mit bleicher Schlassheit meine Hand
Der Hoffnung grünen Glockenrand
Im Malvenstrauche des Entschwebens.

Die arme Seele bangt davor,
Daß meinem Mund ihr Schmerztraum reife,
Indessen ich nach Lilien greife
Schwarz glänzt des Herzens Seidenmoir!

Es wird nötig sein, die Versicherung abzugeben, daß die Übertragung „nach bestem Wissen und Gewissen, ohne etwas zuzufügen, noch zu unterdrücken“ (wie es in der deutschen Eidesformel heißt), ausgeführt wurde.

* * *

Mallarmé.

Man möge immerhin so duldsam sein, Maeterlincks Lyrik als eine reizvolle, wenn auch wunderliche Kunst gelten zu lassen. Wenn seine „Greibhauspflanzen“ aber den Zweck gehabt haben sollten, so rätselhaft zu erscheinen, daß sie durch ihre Annatur verblüffen, so sind sie von den Erzeugnissen eines Pariser Dekadenten längst überboten worden. Den Gipfel des lyrischen Unsinnns erreichte Stephane Mallarmé, der 1842 zu Paris geboren wurde und seine Poetenlaufbahn zwar gleich als phantastischer Brausekopf, aber zunächst doch mit ganz fahbaren Versen begann. Seine ersten Vorbilder waren die Parnassiens, dann aber wandte er sich den Dekadenten zu, und hier that er sich durch die unerreichbare Unverständlichkeit seiner lyrischen Stimmungsbilder derart hervor, daß ihn die fieberhizigen Entartungskünstler nach dem Cöde Verlaines im Jahre 1896 zu ihrem Oberhaupt wählten. Er konnte sich dieser Würde nur zwei Jahre freuen, dann erlag er, der mit seinen Reimen den willigen Anhängern so viele Rätsel aufgegeben, selbst dem großen Rätsel unseres Erdenlozes. Wie weit sich Mallarmé als Lyriker verstieg, hat eigentlich nur ein pathologisches Interesse. Der Unsinn dieser Poesie ist auch garnicht übersetzbar und kann nur in freier Nachahmung angedeutet werden. Es sei dazu ein

Nachruf an Baudelaire gewählt, ein Sonett, das Mallarmé schon äußerlich vor den Sonetten anderer Dichter auszuzeichnen suchte: durch — die Fortlassung aller Satzzeichen. Wahrscheinlich fürchtete er, daß aus manchen Wirtbildern doch noch ein Gedanke erraten werden könnte, wenn man ihnen nicht die letzte Klarheit, die Abgrenzung der Satzteile, nähme. Ungefähr also dichtet Mallarmé in folgender Art:

Huldigung

Aus seines Heiligtumes ecker Grube
Die Kot und Edelsteine fortspült fährt
Der Totengott Anubis hassenswert
Sein Rachen grölt wie eine riss'ge Tube

Und wie der schmier'ge Docht in niedrer Stube
Entzündet helle Strahlen wirft verklärt
Die Welt der Knochenrest den wir verehrt
Wenn ihn in Flammen setzt der Fackelbube

Ob einst in abendlosen Städten auch
Verdorrtten Laubes weihevoller Schwere
Umhüllt das Marmorbild von Baudelaire

Aus seinem Schatten strömt felsamer Hauch
Der ewig Künst'gen wird entgegenwehen
Wenn schon wir selbst daran zu Grunde gehen

Es kann dem deutschen Wunderlyriker Stephan George die Entdeckung nicht erspart bleiben, daß die geistreichste Symbolik seiner Buchausgaben, die Interpunktionslosigkeit, Erfindung eines Anderen ist!

* * *

Es wird nötig sein, die Versicherung abzugeben, daß die Übertragung „nach bestem Wissen und Gewissen, ohne etwas hinzuzufügen, noch zu unterdrücken“ wie es in der deutschen Fidesformel heißt, ausgeführt wurde.

* * *

Mallarmé.

Man möge immerhin so duldsam sein, Maeteriels Lyrik als eine reizvolle, wenn auch wunderliche Kunst zu lassen. Wenn seine „Treibhauspflanzen“ aber den Gehalt gehabt haben sollten, so rätselhaft zu erscheinen, daß sie ihre Annatur verblüffen, so sind sie von den Erzeugnissen eines Pariser Dekadenten längst überboten worden. Den Höhepunkt des lyrischen Unsinns erreichte Stéphane Mallarmé der 1842 zu Paris geboren wurde und seine Poetentätigkeit zwar gleich als phantastischer Brausekopf, aber zunächst mit ganz fahbaren Versen begann. Seine ersten Gedichte waren die Parnassiens, dann aber wandte er sich den Symbolisten zu, und hier that er sich durch die unerreichbare Verständlichkeit seiner lyrischen Stimmungsbilder hervor, daß ihn die sieberhitzigen Entartungskünstler unter dem Tode Verlaines im Jahre 1896 zu ihrem Oberhaupt ernannten. Er konnte sich dieser Würde nur zwei Jahre freuen, denn er erlag, der mit seinen Reimen den willigen Anhängern viele Rätsel aufgegeben, selbst dem großen Rätsel des Erdenlofes. Wie weit sich Mallarmé als Symbolist hat eigentlich nur ein pathologisches Jenseitsbewußtsein dieser Poesie ist auch garnicht übersehbare, sondern freier Nachahmung angedeutet.

Nachruf an Baudelaire gewöhnt, er
 schon äußerlich vor den Sonetten ande-
 richte: durch - die Fortsetzung der
 scheinlich fürchtete er, daß aus man-
 noch ein Gedanke erraten werden könn-
 te: der letzte Willen, die Abgrenzung
 Timpérien als: dessen: Mallarmé in seiner

Bildung

Die erste Lesung des Buchs
 1. Ein am Ende der Welt
 2. Einmal die Welt gesehen
 3. Einmal die Welt gesehen

Einmal die Welt gesehen
 Einmal die Welt gesehen
 Einmal die Welt gesehen

des sozialen Jammers
 mit cynischen Anklagen gegen
 rührt uns der Dichter mit der
 12*

Richepin.

Im Gegensatz zu dieser überfeinerten Lyrik der „Gesellschaft“ von Paris entwickelte sich die derbe, aber durchaus gesunde Arbeiterlyrik, die Béranger mit leichten Tönen eingeleitet hatte und die von Dupont in kräftigen Akkorden weitergeführt worden war. Wie einen mächtigen Hammer, der dröhnend auf den Anboß niedersaust, schleuderte Jean Richepin, der neue Rufer im Streit, seine wuchtigen Reime zum Angriff gegen die oberen Zehntausend.

Wie Maupassant in seinen Erzählungen so trieb Richepin in seinen Liedern den Naturalismus schrankenlos bis zum äußersten und mußte sich deswegen Geld- und Freiheitsstrafen gefallen lassen. Er konnte sich mit Béranger, Lachambeaudie und Victor Hugo, mit allen seinen großen Vorgängern, trösten, denn auch die Justiz des neunzehnten Jahrhunderts war allezeit bereit, als Hüterin der Moral jede freie Geistesregung zu unterdrücken oder doch zu hemmen. Lemaître bezeichnet die erste Verurteilung Richepins zu dreißig Tagen Gefängnis geradeheraus als „eine große Dummheit“ und findet seine Verse „frisch und keck, aber nicht unzüchtig.“*)

Jean Richepin ist im Jahre 1849 zu Médeah in Algerien geboren. „La chanson des gueux,“ die bedeutendste seiner Gedichtsammlungen, die er im Alter von 26 Jahren herausgab, zeigt ihn gleich als den mutigen Vorkämpfer für die Elenden und Enterbten, vor allem aber als echten Dichter, der seine Hörer anfeuert und mitreißt.

Da es manchen giebt, der die Tendenzdichtung nicht gelten läßt, — käme sie aus noch so edlem Herzen — so sei hier vorerst ein kleines Liebeslied mitgeteilt, darin sich Richepin so zart und sinnig erweist, wie nur irgend ein backfischbegeisternder Goldschmittlyriker, und so grazios und geistreich, wie der besten einer:

*) Jules Lemaître, Les Contemporains. III. (Paris 1887.)

Eine Frage.

Weckisch nahst du mit der Frage:

Wie viel Tage

Meine Liebe halte Stand,

Und wie oft ich dich noch löse?

Nimm, du Löse,

Den Akazienweig zur Hand.

All die Blätter sollst du pflücken,

Die ihn schmücken, —

Jedes minder zart wie du.

Zähle von den Blättern allen,

Wenn sie fallen,

Eins ums andre, — und schau zu:

Wieviel Blätter noch zu pflücken,

Die da schmücken

Der Akazie Duftgeäst,

Rechn' es nach für deine Frage:

Soviel Tage

Hängt mein Herz an deinem fest.

So mild und gefällig der liebende Dichter sein kann, so hart und trozig wird der streitende. Richopin ist wohl nicht durchweg so geistreich wie Béranger, aber von tieferem Lebensernst durchdrungen, er ist brutaler, aber nie so schlüpfzig. Man merkt es seiner Dichtung an, daß die gute alte Zeit des gemüthlichen Bürgertums vorüber ist, daß ein neues phrasenfeindliches, gleichheitforderndes Zeitalter hereinbrach.

Eines der wenigen Gedichte, die noch versöhnlich klingen, ist das Sonett:

Mehring, Die franz. Lyrik.

12

Der Trost.

Unsel'ge Armut! Nur das Gold macht glücklich.
Ruhm, Frohsinn, Macht steh'n in des Reichthums Solde.
Hochmüt'ge Nasen röten sich vom Golde,
Und Gold verdeckt den schlimmsten Aussatz schieklich.

Der Reiche wünscht, — da hat er's augenblicklich!
Der ält'ste Wein gehört dem Tugendbolde,
Der feinste Bissen und die schönste Holde,
Prunk, Pferde, — was nur irgend scheint erquicklich.

— Sei's drum! Die Armen, wie sie Not umschäume,
Sie haben auch ihr Glück: Gesang und Träume,
Die sie mit wonnigem Behagen hüten.

Wie manche jubeln, schau'n sie nur von ferne
Des Frühlings Scheidemünze: kleine Blüten,
Des Himmels Silberstücke: Mond und Sterne.

Diese idyllische Zufriedenheit, die man nach dem hämischen Anfang des Sonettes kaum erwarten konnte, kehrt in späteren Gedichten Richepius nicht mehr wieder. Er hat das ganze Elend der Verlassenen vor Augen, wenn er seine Muse anruft, und er fühlt sich im Reiche der Niederen und Verkommenen als stolzer Fürst von der Muse Gnaden. So stimmt er sein Lied an vom:

Lumpenkönig.

Herbei, du Holzpantinen-schaar,
Ihr Bummeler, Krüppel, Orgeldreher,
Ihr Sonnenbrüder, Paar um Paar,
Frau'nzimmer, Schnorrer, Eckensteher,

Ihr von der richt'gen Rüpelbande,
Ihr, die ihr dreist aufs Ganze geht. —
Kommt her! Ich stamm' aus eurem Stande:
Ein Lumpenfürst ist der Poet.

Ihr, die ihr für den Nachorkan
Und für des Regens scharfe Pfeile,
Für Polizei und Köterzahn,
Für Hunger, Fieber und für — Keile
Den Spielball abgebt rings im Lande,
Kommt zu mir, wie ihr geht und steht,
In eurem schmierigen Gewande:
Denn Lumpenfürst ist der Poet.

Ihr, die ihr trotz der Sonne feck,
Ihr Strolche mit den fleck'gen Häuten,
Die glänzen wie ein heller Dreck, —
Kommt mit den angemalten Bräuten,
Kommt mit den Jöhren eurer Schande,
Hohläugig, stumpf und aufgebläht,
Die Füße wund vom Kieselsande, —
Ein Lumpenfürst ist der Poet.

Ihr Ärmsten, grob geprellt vom Leben,
Hier ist ein Mensch, der euch versteht,
Der euch Gerechtigkeit will geben:
Ein Lumpenkönig, der Poet.

Rücksichtslose Bloßlegung des sozialen Jammers wechselt in seinen Dichtungen mit cynischen Anklagen gegen die Reichen. Am tiefsten rührt uns der Dichter mit der

Schilderung des traurigen Schicksals, das die Enterbten heimsucht. Solche Lieder durchweht der keusche Hauch der Poesie. Solche Lieder nehmen jeden gefangen, der Gemüt hat:

Sie hustet.

Wie mit Nadeln sticht der Wind,
Und sein Nadelkissen sind
Unsre Ohren.
Doch was schleppt sich fröstelnd dort
Heber's glatte Pflaster fort, —
Gramverloren?

O die Ärmste! Dürr und fahl,
Kann sie kaum vor Hustenqual
Luft erlangen.
Frost, der letzte Kavalier,
Setzt des Todes Rosen ihr
Auf die Wangen.

Nicht die Veilchen sind fürwahr
Bläßblau, wie ihr Lippenpaar, —
Wie die matten
Hohlen Augen ohne Glanz,
Unter'm welken Trauerkranz
Blauer Schatten.

Und sie hustet, hustet! Bald
Pocht's, wie wenn ein Hammer hallt
In der Schmiede,

Bald auch gelst es an das Ohr
Schrill, wie wenn ein Orgelrohr
Pfeift zum Liede.

Und sie hustet, hustet, haucht.
Und es rasselt, leucht und pfaucht, —
Graul'ges Stöhnen!
Dampf ertönt's wie Geisterklang,
Wenn zum letzten Scheidegang
Glocken dröhnen.

Noch ein Husten! Solch' ein Stoß
Reißt sie von der Erde los
In die Tiefe.

Noch ein Hüfteln! Schwächlich bang,
Wie als wenn im Wind ein Klang
Fern verlief.

Nun ein Köcheln, — und sie schweigt.
Und das müde Köpfchen neigt
Schlaff hernieder.

Also lischet ein Flämmchen aus. —
Bald umschließt des Friedens Haus
Ihre Glieder.

Doch sie muß zum Hochzeitstanz
Ohne Predigt, ohne Kranz,
Ohne Schleier.

Der verbuhlt in West und Ost
Siechen nachstellt: Winterfrost
Ist ihr Feind.

Das Gedicht klingt an Thomas Hoods berühmtes „Lied vom Hemde“ an, es könnte als seine Fortsetzung gelten, keinesfalls als eine Nachahmung, denn Ton und Stimmung in dem Liede Richepins sind reiner und edler. Die Sprache Hoods ist aufdringlicher, sie wirkt mehr auf die Thränen-drüse, als aufs Herz.

Ein Körnchen Humor birgt auch die Seele Richepins und teilt sich in allerdings recht schwachen Dosen seinen düstern Gestalten mit. Einer der von ihm geschilderten Lumpen schwingt sich sogar zu einem echten Kneipenlied auf, das noch eine Sonderheit aufweist, auf die sein Verfasser sich etwas einbildet: Das Lied ist, wie viele seiner Gedichte, im Argot geschrieben. Richepin ist der erste, der die Redeweise des Pöbels in die französische Litteratur einführt und ihre Anwendung verteidigt. Er rühmt sich, „aus der besten, aus der einzigen Quelle geschöpft zu haben, die maßgebend ist, von dem Munde jener Leute, die sich in ihrem Argot so natürlich mit einander verständigen, wie die gebildeten Pariser in ihrem Französisch.“

Kneipenlied.

Arbeet und keen Geld.

Hundewelt!

Das kann man nich verwinden.

Soll ich mich immer schinden?

Himmel spuuck'!

Rasch 'n kräft'gen Schluß!

Hupp! Ich faufe gut!

Hundebrut!

Nich, weil wie'n Proh ich's treibe.

Doch kloppt mir's Herz im Leibe —

Himmel spuuck'! —

Nach so'n kräft'gen Schluß.

Was mir dran gefällt?

Hunderwelt!

Was hab' ich sonst zu hoffen?

Is's Wochenlohn verfoffen —

Himmel spuck'!

Pump' ich mir 'n Schluck!

Braucht der Kessel Blut

— Hundebrut! —

Wird Kohle angezündet.

Wenn man halbnackt sich schindet

— Himmel spuck'! —

Wärmt'n kräft'ger Schluck.

Trotz seiner drastischen Sprache erscheint das Gedicht recht harmlos, — allerdings nur bei oberflächlicher Betrachtung, denn zwischen den Zeilen verrät der allzeit durstige Trunkenbold die traurige Ursache seiner Kneipfröhlichkeit: die Aussichtslosigkeit, zu Selde zu kommen und je eine bessere Lage zu erringen.

Mit den Liederfassungen, die Richopin später veröffentlichte, hat der Dichter die gleiche Teilnahme, wie für die erste, nicht mehr erreichen können, doch gelang ihm noch manches Lied, das seine Bedeutung als einen der besten französischen Lyriker unseres Zeitalters rechtfertigt. Zu den bekanntesten seiner neueren Gedichte gehört das nicht zum wenigsten durch den Vortrag der Yvette Guilbert verbreitete: „La glu“, eine „bretonische Legende“. Es ist von ergreifender Tragik, die durch den Bänkelsängerton des Liedes wesentlich verschärft wird. Der Titel müßte deutsch etwa „Der Geleimte“ heißen, wenn man nicht in Anbetracht der tragischen Größe des Vorgangs doch einen ernsteren Titel vorziehen sollte, vielleicht:

Das Mutterföndchen.

's war ein armer Tropf vernarrt,

O tiriliri, tralala! —

's war ein armer Tropf vernarrt,

Doch sein Mäd'el kalt und hart.

„Bring' mir's Herz von deiner Nutt'r!“

O tiriliri, o tralala! —

„Bring' mir's Herz von deiner Nutt'r!“

Schrie sie. „Brauch's zum Hundesutt'r.“

Schleicht der Kerl zum Muttermord.

O tiriliri, tralala!

Schleicht der Kerl zum Muttermord,

Reißt das Herz 'raus und läuft fort.

Läuft und purzelt in den Sand —

O tiriliri, o tralala!

Läuft und purzelt in den Sand,

Und das Herz rollt aus der Hand.

Wie das Mutterherz so rollt —

O tiriliri, tralala! —

Wie das Mutterherz so rollt,

War's, als ob es sprechen wollt'.

Und es wimmert in den Wind —

O tiriliri, o tralala!

Und es wimmert in den Wind:

„Hast dir weh' gethan, mein Kind?“

In wie leichtfertigem Tone beginnt dieses Lied und wie schwillt es nach wenigen Zeilen zu tragischer Gewalt an!

In all der Wortkargheit Welch reiche, vorwärtsstürmende Schilderung und zum Schluß diese versöhnende Rührung, mit der die sieghafte Unüberwindlichkeit der Mutterliebe kund wird! So gehört das Gedicht bei aller äußerlichen Rohheit, die zartbesaitete Seelen abstoßen wird, zu den ergreifendsten Liedern der Neuzeit.

Es ist aus den tiefsten Schichten des Volkes hervorgeholt. Und es zeigt, wie ein Dichter — freilich nur ein echter Dichter — noch im Schlamm Perlen entdeckt und ans Licht fördert. Es zeigt, wie ein echter Dichter uns Verständnis beibringt für eine Welt, die uns glückliche Menschen so fremd anmutet und uns durch die Häßlichkeit ihres Elends zehnmal eher abstößt, als zur Teilnahme anregt, — uns zehnmal eher zum Mitleid, als zu der Überlegung zwingt, ob wir besser Gestellten ein Recht haben, inmitten des Jammers und der Not, die uns umgeben, unser reiches Dasein zu genießen.

Übel genommen hat man dem Dichter die 1884 erschienene Sammlung: „Les Blasphèmes“, in denen er allerdings recht ehrfurchtslos gegen die Lehren der Religion loszieht. Wie cynisch er gleich in den ersten Sonetten dieser Sammlung wird, läßt sich gar nicht andeuten. Doch finden sich manche wirklich poetische und höchst formvollendete Schöpfungen darunter. Daß Richopin selbst in diesem verpönten Buche von sittlichem Ernst geleitet wird, ergiebt sich aus einem Sonett, worin er stolz-bescheiden über seine Weltanschauung urteilt:

Die wahrhaft Klugen.

Der fromme Schwachkopf in der Klosterzelle —
Der Junge, der beim Trommeln mitmarschirt, —
Der Gutsknecht, der, vom Tagwerk noch beschmiert,
Die Kuhmagd hätschelt im Versteck der Ställe —

Der Strolch im Kot — der Pfaff in der Kapelle —
Der Kesselflicker, der im Feld kampiert, —
Der Wigbold, der am Spieltisch imponiert, —
All', deren Schädel deckt die hohle Stelle:

Wie glücklich sind die Thoren, die nicht denken!
Zwar: kann nur Dummheit solches Glück uns schenken,
Wird's schwer erkauf't! Doch stelle man sich vor:

Wenn alle Kunst darin besteht im Leben,
Nicht grübelnd dem Genuß sich hinzugeben,
Sind sie die Klugen und ich bin der Thor.

„Richepin ist einer von den Großen, wie es seit Lamartine-
und Victor Hugo keinen gab,“ gesteht selbst der Litterar-
historiker Lemaitre, trotzdem er sich jedes Lob für den Dichter:
mühsam abringt. *)

* * *

Clément.

Als Anwalt der Unterdrückten wirkt neben Richepin-
noch manch' ein Lyriker von Bedeutung. Ein Mitglied der
Pariser Commune von 1871, J. B. Clément, trat mit
haßdurchglühten „Chansons“ im Jahre 1884 gegen den
Kapitalismus auf.**) Er führt seine Verse mit der Erklärung
ein: „Bisher hat das Volk immer nur die Lieder gesungen.“

*) Jules Lemaitre, Les Contemporains. III. (Paris 1887).

**) Vergl. Eduard Engel, Geschichte der französischen Litteratur. Leipzig 1897.

die für jedermann bestimmt waren, — es ist endlich Zeit, daß es nur die Lieder singe, die ihm allein gelten.“ Und so widmet er eines seiner Lieder jenen „Töchtern des Volkes, die, in den großen Fabrikgefängnissen zusammengedrängt, von früh bis abends für einen kargen Lohn arbeiten, der ihnen kaum das tägliche Brot sichert.“

Die Fabrik.

Kaum bin ich aufgewacht,
Und schon drückt Müdigkeit mich nieder.
Zu schwerer Arbeit muß ich wieder,
Indeß die Morgen Sonne lacht.
Zwölf Stunden für des Goldes Nacht
Zur Frohn in dumpfen Arbeitsfälen! —
Wie in der Brust die Stiche quälen!

Der Pförtner läßt mich ein,
Ich höre die Maschinen zischen.
Kein Lüftchen will mich hier erfrischen, —
Wie herrlich muß es draußen sein!
Ich sehne mich nach Sonnenschein
Und fort aus diesen Arbeitsfälen. —
Wie in der Brust die Stiche quälen!

Die Mittagsglocke tönt.
Nichts schmeckt mir, nichts reizt mein Verlangen..
Zwei Jahre sind mir so vergangen,
Und keine Labung, die verfühnt.
Vermodern muß ich, ruh'entwöhnt,
Beim Tagwerk in den Arbeitsfälen. —
Wie in der Brust die Stiche quälen!

Jung sein, — wie schön ist das,
Darf man sich tummeln nach Belieben!
Doch wenn man wird ins Joch getrieben,
Füllt uns mit zwanzig Jahren Haß!
Einst war ich rot, jetzt bin ich blaß.
So welkt man in den Arbeitsfäden. —
Wie in der Brust die Stiche quälen!

Der längste Tag vergeht,
Und jede Arbeit hat ein Ende.
Rauh von dem Tagwerk sind die Hände,
Eh' man sein karges Brot ersteht.
Hinaus nun, wo ein Lüftchen weht,
Hinaus aus diesen Arbeitsfäden! —
Wie in der Brust die Stiche quälen!

Und welche Hoffnung winkt?
Ich steche hin, dem Tod ergeben.
Und hatte doch so lieb das Leben! —
Kein Schlaf, der mir Erquickung bringt.
Und wenn mich selbst ein Traum umschlingt,
Träum' ich von dumpfen Arbeitsfäden. — —
Wie in der Brust die Stiche quälen!

Noch grimmiger ist das Gegenstück:

Der arme Junge.

Die Hände in den Taschen, mühsig,
Kömt ihr ihn hungern seh'n.
Im Gange schlaff und schlotterfüßig,
Die Schuh' mit nackten Zeh'n.

Kein Bett, kein Brot und keinen Heller!
Er stolcht vorbei an Thür und Keller,
Die Wangen ohne Tropfen Blut.

Die ihr geringschätzt uns'resgleichen,
Ihr wißt ja nicht, ihr Reichen,
Wie schrecklich weh der Hunger thut.

Erschöpft durchmißt er manche Strecke.
Und wenn's zum schlafen geht,
Dann hockt er in verlor'ner Ecke,
Wo ihn kein Wächter späht.
Ihm wird kein bess'rer Platz geboten,
Als in dem Leichenhaus den Toten.
Hart ist der Stein, auf dem er ruht.

Die ihr geringschätzt uns'resgleichen,
Ihr wißt ja nicht, ihr Reichen,
Wie schrecklich weh der Hunger thut.

Wo sind die Sein'gen, die ihn nähren?
O wie ihr weise fragt!
Wer wird wohl frieren und entbehren,
Wenn ihn die Not nicht jagt.
Und wer am dünnen Mondenstrahle
Sich sätt'gen muß zum Abendmahle,
Dem ging's gewiß zu Haus nicht gut.

Die ihr geringschätzt uns'resgleichen.
Ihr wißt ja nicht, ihr Reichen,
Wie schrecklich weh der Hunger thut.

Drum merkt es euch, ihr Wohlerzog'nen, —
Wenn in bewegter Zeit
Die Schar der um ihr Glück Betrog'nen
Bereizt nach Rache schreit:
Warum als erster unter ihnen
Der Knabe mit verbiss'nen Mienen
Den Stein aufhebt . . . Seid auf der Hut!

Die ihr geringschätzt uns'resgleichen,
Ihr wißt ja nicht, ihr Reichen,
Wie schrecklich weh der Hunger thut.

Clément ist auch ein Meister der Satire. Die volle Lauge
beißenden Spottes gießt er über die Besitzenden aus. So
höhnert er einen scheinheiligen Schlemmer in dem Liede:

Die Enthaltſamkeit.

Enthaltſamkeit, mein liebes Kind,
Ist eine von der Weisheit Schwestern.
Die Leute, die da nicht bei Gelde find,
Die ſollen hungern, ohne drob zu läſtern,
Und — was am beſten ſtärken kann —
Den Herrgott preiſen, unſern guten guad'gen!
He, Margot, richte mir die Suppe an.
Heut will ich noch Entſagung pred'gen.

Man wird mit wenigem ſchon ſatt.
Daß keinen Faſttag man verfehle!
Ein Stückchen Brot, das Gott geſegnet hat,
Genügt dem Leib und drückt nicht auf die Seele.

Doch wer sich vollpfropft, ist ein Thor
Und kann sein gläubiges Gewissen schäd'gen
Ach, Margot, setz mir doch das Hühnchen vor.
Ich will der Welt Entfagung pred'gen.

Die Traube ist ein Gotteslohn,
Doch bleib' sie eine felt'ne Pfründe!
Ein Tropfen Wasser labt die Tugend schon,
Wie einst ein Apfel hat genügt der Sünde.
Der Wein schnürt das Gehirn uns ein
Mit einem Netze, einem tausendfäd'gen
Rasch, Margot, bring' mir den Burgunderwein.
Ich will der Welt Entfagung pred'gen.

Mag uns der Herrgott den Genuß
Von Brot und Wein auch wohl gestatten,
Vom Übel ist der Früchte Überfluß,
Der Leckerbissen für die längst schon Satten.
Das süße Zeug entnervt und giebt
Uns unsern Neidern preis, den übelred'gen
Hm! Margot, nun den Nachtisch, wenn's beliebt!
Ich will der Welt Entfagung pred'gen.

Man zeigt der Tugend sich nicht wert,
Wenn man nur immer sucht das Gute.
Und wer im Himmel einen Platz begehrt,
Erwerb' ihn unten schon mit erstem Mute.
Wer an das Höh're denkt, der muß
Sich manches heißen Wunsches still entled'gen
Nun, Margot, eine Tasse Thee zum Schluß!
Ich will der Welt Entfagung pred'gen.

Der Körper und der Geist gedeiht
Am besten, wenn wir uns begnügen.
Die Liebe selbst hat ihre Fastenzeit,
Da heißt es manchmal in Geduld sich fügen.
Man treib' es nicht zu schrankenlos,
Dann werden kleine Freuden leicht entschäd'gen
Komm, Margot, setze dich auf meinen Schoß!
Nachher werd' ich Entsagung pred'gen.

* * *

Mérat.

Don maßgebenden Litterarhistorikern wird auch Albert Mérat als Verkünder der sozialen Lyrik geschätzt. Er wurde 1840 in der Provinzial-Hauptstadt Troyes geboren und widmete sich der Beamtenlaufbahn.*) Seine Lieder und Sonette besingen des traurige Schicksal der Besitzlosen in mehr rührenden, als herben Tönen. Hier eines seiner kleinen Straßenbilder aus dem Pariser Vorstadtleben, — ein Gedicht, bei welchem sich der Vergleich mit Cléments düsterem Fabrik-Lied von selbst aufdrängt:

Die Arbeiterin.

Tagtäglich an derselben Stelle
Begegn' ich einem muntern Ding,
Das in der frühen Morgenhelle
Zur Arbeit wandert, stramm und flink.

*) H. Pyttersen, Sneek. Perles de la Poésie Française Contemporaine. IV. Edition.

's ist eine Freude, sie zu sehen
Im Rock, der dürftig sie umfließt,
Wie sie ihr Morgenblatt im Sehen
Mit ungeduld'ger Neugier liest.

Am Goldglanz ihrer üpp'gen Haare,
Am Busen, der im Nieder schwillt,
Erkennt man ihre jungen Jahre.
Ihr Auge blickt mehr keck, als mild.

Wo andern schnell die Stunden rinnen,
Beim Tagwerk: lang' wird ihr die Zeit.
Sie träumt mit zielverworr'nen Sinnen
Von einem Glücke fremd und weit.

Zum Kerker werden Dach und Pfähle,
Der Himmel draußen lacht sie aus, —
Und nach Befreiung ringt die Seele.
Das arme Herz, es drängt hinaus.

— Der Erste, der sie so wird finden,
Fängt sie für seine Lüfte ein, —
Und sie läßt leicht sich überwinden,
Zu ehrlich, um besorgt zu sein.

Und auch hier ein Gegenstück, das wehmütig, aber doch
nicht so aufreizend wirkt, wie Elements Lied von dem armen
Jungen:

Mehring, Die franz. Lyrik.

Der Umzugstag der armen Leute.

Schweißtriefend, trotz dem Winterreif,
Zieht durch des riss'gen Pflasters Tümpel
Der Alte, wie ein Schimmel steif,
Den Karren mit dem Hausgerümpel.

Und neben ihm am Deichselholz
Müht sich mit angestrengter Lunge,
— Auf seine acht, neun Jahre stolz, —
Ins Zugseil eingespannt, sein Junge.

Der Wagen ist nicht überfüllt,
Die Wäsche wiegt nicht schwer im Schaze.
Hoch thront und klägliches enthüllt
Die rotgestreifte Strohmattze.

Die Schübe wackeln hin und her,
Es knarrt der morsche Möbelhaufen.
Dem Alten wird's doch manchmal schwer,
Und er hält an, um zu verschnaufen.

Sein Weib, das hinterm Wagen geht,
Bewacht mit ängstlichem Gesichte
Das 'moderdust'ge Hausgerät.
Der Plunder trotzt dem Tageslichte.

— Sie sind an ihrem Ziele bald:
Auch wieder eine dumpfe Kammer,
Im Sommer heiß, im Winter kalt, —
Ein neues Heim mit altem Jammer.

Ein Ziel, kein Ruheplatz! — Die Not
Zwingt sie, sich wieder aufzuraffen.
Und weiter, um ein Stückchen Brot,
Seht's zwischen Mühsal und Erschlaffen.

Voll Mitgefühl nimmt sich M^orat besonders der unglücklichen Frauen an:

Die Häßliche.

Der Kleinen war die Krücke unerläßlich
Als Stütze für ein allzuschwaches Knie.
Die Kinder — schlecht wie wir! — verhöhnten sie,
Wenn sie zur Schule ging, und riefen: „Pfui! wie häßlich!“

Das Leiden wich, doch schien ihr Antlitz bläßlich
Und krank. Allein verbittert war sie nie. —
Ein Freier kam, — sie sprach mit Energie
Ihr „Nein!“ Die Stunde blieb ihr unvergeßlich.

— Nicht Frau, nicht Mutter wird ein reizlos Weib.
Und regt sich ein Gefühl im weichen Leib
Zu einem Kind, das nicht vom eignen Blut ist

Und das sie doch mit opferwill'ger Lust
Aufnimmt und glücklich preßt an ihre Brust,
Fällt's keinem ein, zu sagen: wie sie gut ist!

* * *

Pottier.

Ein Kampfgenosse des Kommune-Mitglieds Élément ist der erst spät zu Ansehen gelangte Lyriker Eugène Pottier. Schon im Jahre 1848 sang man in demokratischen Kreisen seine revolutionären Werbelieder. Nadaud erzählt, als er mit Pierre Dupont zusammen jene Lieder zum ersten Male hörte, habe sein Begleiter ausgerufen: Der wird uns alle beide schlagen! Aber 35 Jahre später traf Nadaud den trotzdem unbekannt gebliebenen Pottier in traurigsten Verhältnissen, als einen hinfälligen, von allen Mitteln entblößten Greis. Seine litterarischen Freunde veranstalteten, um ihm aufzuhelfen, im Jahre 1887 eine Ausgabe seiner „Revolutionären Lieder“. Henri Rochefort schrieb die Vorrede und rief: „Es ist Zeit, daß dieser Dichter seinen Platz erhalte an der Seite derer, die man liest und immer wieder liest und gern zitiert.“ Pottier ist der Mann der schärfsten Tonart. Aus seinen Dichtungen ist auch der letzte Schimmer zarter Lebensfreude, der leiseste Klang eines mildernden Humors verschwunden. Einen Abriss des eigenen Lebens giebt Eugène Pottier in dem Liede:

Jean Misère.

In Lumpen, dem Verhungern nah,
Und kaum noch mächtig seiner Sinne,
Lag Jean Misère hilflos da:
O Qual! ruft er, hältst du nicht inne?
O Qual!
Wird das nicht anders doch einmal?!

Mir hilft kein Freund, mir strahlt kein Stern,
Der Markt ist öde und verlassen.
Auf nacktem Steine schließ' ich gern,
Wollt' mich der Regen schlafen lassen!

Das alte Pflaster giebt nichts her,
Nicht einen Brocken, — 's ist zum schreien!
Ich halte mich vor Wut nicht mehr. —
Köunt' ich das Leben von mir speien!

Ich war ein tücht'ger Bursch und jetzt
Muß' ich zum eklen Krüppel werden:
Der Lohn, mit dem man Arbeit schätzt,
So lang' es Menschen giebt auf Erden.

Nur immer hieß es: Schaff' und wach'!
Wer leben will, darf sich nicht schonen.
Den Murrenden hält man in Schach
Mit Pfaffenspruch und mit Kanonen.

Ein Narr, wer ihre Lehre glaubt,
Die für Moral und Ordnung streitet!
Ihr Krieg hat mir den Sohn geraubt,
Ihr Gold mein Mäd'el fehlgeleitet!

Und diese Mörder unsres Glücks
Sucht noch die Kirche reinzuwaschen.
Hält eine Hand das Crucifix,
Durchwählt die and're uns're Taschen. —

Einst weckte mich ein Sonnenstrahl
Aus düsterem Versumpfungswahne:
Die Brüder gaben das Signal!
Da folgte ich der roten Fahne.

Als uns erdrückt der Feinde Troß,
Rief ich: Es lebe die Kommune!
Und uns zerfleischte ihr Geschloß
Wie Walfischleiber die Harpune.

Das schöne Luftschloß war zerschellt,
Und alle Macht verblieb den Reichen..
Ein Zuchthaus ist für uns die Welt, —
Das einz'ge Ziel ist: zu entweichen!

Die endlich dann erlöst der Tod,
Schleift man zu Grab mit dürrem Koffe..
Und täglich holt Tyrannin Not
Sich neue Geißeln aus der Koffe.

— — O Qual!

Wird das nicht anders doch einmal?!

* * *

Bruant.

Nachdem die Proletarier-Dichtung Mode geworden war,
fiel es auch geringeren und minder idealen Talenten leicht,
durch die Wahl des interessant gewordenen Stoffes ein Publi-
kum zu erlangen. Der materiell erfolgreichste ist der Lieder-

halsenfänger Aristide Bruant, der seine „Dichtungen“ selbst in Musik setzt und eigenmündig vorträgt. Bruant wurde 1851 in Courtenay, einem Örtchen des Departements Loiret, geboren. Er „dichtet“ natürlich im Argot und schildert nicht ohne Geschick, brutalwitzig, die verlorene Sippe des Großstadtgesindels. Das folgende ist noch eins von den weniger derben Stücken:

Belleville und Ménilmontant.

(Beides sind die Namen von Pariser Arbeitervierteln.)

Vater war een feiner Knopp
Mit'n pomadierten Kopp,
Und er schließ uf eener Diele
In Bell'ville.

Abends ging er mit zwee Kinder
Spielen ins Café chantant
Vor die jung'n und alten Sünder
In Ménilmontant.

Eenes scheenen Tages — rutsch!
Ziel er hin, da war er futsch.
Uf'm Rückweg war's vom Spiele
Nach Bell'ville.

Un dann kam der Sarg, der enge.
Fort ging's ohne Sang und Klang,
(Geld gekostet hat's 'ne Menge!)
Nach Ménilmontant.

Und nu bin ich Herr im Haus
Un staffier' de Schwester aus,
Die zur Freundin hat die Zile,
— In Bell'ville.

Und der Freundin ihr Berater
Is ihr Bruder jahrelang,
Denn se weeiß von keinem Vater
In Ménilmontant.

Meine Schwester geht mit ihm, —
Zile is mit mir intim!
Öfter ruf' ich: „Komm!“ und schiele
Nach Bell'ville.
Oft fehlt's Futter in die Nester,
Wenn's der Schwager nich errang.
Dafür führt er meine Schwester
Nach Ménilmontant.

Sonntag feiert Mensch und Vieh!
Auf geht's uf de Stehgal'rie
Jrgendwo zum Trauerspiele
In Bell'ville.
Dann heeßt's, sich'n Affen loofen, —
Und giebt's 'mal 'n guten Fang,
Gehn wer alle viere schwoofen
In Ménilmontant.

So — geniert von keener Laus —
Wächst man sich zum Bürger aus
Und zum Herrn im großen Stile
Für Bell'ville.
„Hoch de Freiheit!“, schreit die Clique,
Und gleich is man mitten mang,
Hurra't mit und schwimmt im Glücke
In Ménilmontant!

Als Sittenbild, wenn auch als wenig erfreuliches, muß man den Versen immerhin einen gewissen Wert zugestehen.

* * *

Dierx.

Mit jugendlichem Frohsinn begann die soziale Lyrik am Anfang des 19. Jahrhunderts ihr neues Lied. Aber je weiter sie ausreifte, desto ernster ertönte ihr Stimme, und zuletzt schlugen uns nur noch grimmige Drohungen und wimmernde Klagen ans Ohr. Die führenden Dichter scheiden sich am Ende des Jahrhunderts nach zwei verschiedenen Richtungen: die einen, thatenmüde und greisenhaft, bejammern ihr nervenüberreiztes, weltverdroffenes Ich, — die anderen, erregt von tiefem Mitgefühl für die Enterbten, haben nur noch Augen für Not und Laster ringsum.

Beider Tonart ist niederdrückend, und es fehlt der französischen Lyrik am Ausgang des Jahrhunderts der Dichter, der die Menschheit aus dem Dunst des Alltagslebens emporzuleiten vermag zu einem freieren, froheren Erdendasein.

Daß auch die vornehmen Geister Frankreichs aus dem düstern Bann sich heraussehnen, lehrt das Ergebnis einer Umfrage nach dem würdigsten Lyriker, die der „Figaro“ im Oktober 1898 an die hervorragendsten Schriftsteller des Landes gerichtet hat. Die Wahl fiel auf Léon Dierx, einen stillen, bescheidenen Dichter, den man als eine der erfreulichsten Erscheinungen der neueren französischen Lyrik begrüßen kann.*)

Zwanzig Jahre jünger als sein engerer Landsmann Leconte de Lisle, wurde auch Dierx auf der Insel Réunion

*) Theodor Wolff. Der „König der Poeten.“ Berliner Tageblatt vom 24. Oktober 1898. — Henri Albert, Paris. Eigene Mitteilung.

geboren, es war im Jahre 1838. Er folgte zuerst den Fahnen der Parnassiens, fand aber an der Überwindung der äußeren Formen kein Genüge. Seine Lyrik vertiefte sich zu gedankenreicher, lebenswarmer Poesie. Léon Dièze ist kein rasch begeisteter Schwärmer, aber die Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles Irdischen läßt ihn auch nicht in schwachmütige Klagen verfallen, — mit Prometheuskräften hält er sich aufrecht und, blickt dem Unbesiegbaren kühn und mannesmutig entgegen.

Eine Dichtung aus seinen 1894 erschienenen Oeuvres complètes, ein Sang voll stolzer Einfachheit und erhebender Würde, möge den schönen Abschluß dieses Buches bilden:

Das Ende eines Sterblichen.

— **S**ein Name? — Wägst du danach einen Mann?
Ich weiß ihn nicht! Was giebt ein Name an?
Man lieft ihn nicht aus eines Mannes Zügen.
Kurzum: es war ein Mensch. Das muß genügen.
— Sein Stamm? — Er hatte Ahnen! Denn sein Blick
Strahlt manches Weh Verstorbener zurück.
Nur mocht' ein schlimm'res Leid ihn selbst durchbeben.
Groß war sein Erbteil an verworr'nem Streben
Nach Zauberzielen, die kein Mensch erfaßt,
Und an uralten Übels schwerer Last.
Doch auf ein Wappen, das die Herkunft kündet,
War allerdings sein Dasein nicht gegründet.
— Sein Heim? — O Thor! Hat das denn irgendwer?
Sag', welcher Zufluchtsort gehört mir mehr,
Zu dem ich mich am Anfang oder Ende —
Beim ersten Schrei, beim letzten Röcheln wende?

Die Heimat! Ist's ein Gau, ein Weltenball?
Ob im Palast geboren, ob im Stall,
Die Erde wurde ihm zum Heimathorte,
Wenn nicht zum traurigen Verbannungsorte.
— Sein Alter? Ja, was macht es, wenn man's weiß?
Wie oft ward einer als ein früher Greis
Im Herzen alt, da noch der Körper strotzte.
Wie häufig dorrt, da das Herz noch trogte,
Die Seele schon! Blick' scharf ihm ins Gesicht,
Lies aus der Augen wildem Glackerlicht:
Beugt seinen Geist mehr oder seine Glieder
Der Druck von tausendfält'gen Qualen nieder?
Der Körper, der den letzten Schritt gethan,
Erreicht die ew'ge Ruh! Doch welche Bahn
Durchirrt die Seele noch nach ihrem Scheiden?
Die Brust geschnürt von unnennbarem Leiden,
Starrt unser armer Freund, zum Tod bereit,
In eine nebelhafte Ewigkeit.
— In welchem Land? — Kann dich die Neugier quälen?
Stirbt sich's denn anders fern von den vier Pfählen
Und ohne eines Nächsten Thranenguß?
Wer erst gewiß ist, daß er scheiden muß,
Der wird nach keiner Landesgrenze fragen
Und nicht, auf welchen Kirchhof sie ihn tragen.
— Zu welcher Zeit? forschst du. Das Leid ist alt.
Wie gestern wird auch morgen die Gewalt
Der heißen Sehnsucht ihre Opfer packen
Und sie mit immer neuen Lüsten packen.
So lange Menschenkinder lockt ein Ziel,
So lange bleibt das Unglück ihr Gespiel.

Und unser Freund, endlosem Kampf erlegen,
Er harret des Todes, — auf verlor'nen Wegen
In Finsternis an eines Abgrunds Rand
Dahingestreckt, — stumpf, ohne Widerstand,
Schickt kein Gebet, kein Klag'wort zu den Sternen,
Und nur sein Blick starrt in die kalten Fernen!

Genug. Schon spüret er des Todes Weh'n.
Da flammt's noch einmal auf und läßt ihn seh'n
Das Schreckensbild von seinem Erdenleben,
Zu dem die Hölle das Modell gegeben.
Da hallt von seinem Mund ein letzter Hauch:

Und seid ihr morgen doppelt grausam auch, —
Mein Ideal ist doch das einzig echte!
Und stolz darauf, verzeih' ich euch, ihr Mächte!



Klara Müller:

• • **Mit roten Kressen.** • •

Ein Gedichtbuch.

Zweite veränderte Auflage. Geh. 2 **Mk.**, gebd. 3 **Mk.**

Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte: Die Verfasserin . . weiß uns hineinzuziehen in ihr Glück und Leid und uns ein Menschenschicksal mit seinem Hoffen und Bangen, Sehnen und Lieben zu malen . . . Hier sehen wir doch endlich wieder Menschen mit Fleisch und Blut und besonderen Schicksalen vor uns wandeln, dazu Blut, Kraft, Leidenschaft und ein von den wechselnden Naturstimmungen der Jahreszeiten wie von den mannigfachen Gefühlen des Herzens immer wieder neu und immer besonders bewegtes Temperament. Auch eine charakteristische Landschaft spürt man in diesem erfreulichen Buche . . . Wir schwimmen lebensfroh auf dem Strome der Gegenwart und fühlen etwas noch von den sozialen Leiden und Freuden unsrer Tage. Genug, endlich ein Gedichtbuch, das uns etwas zu sagen hat! —

Rudolf Liebisch:

Kreuz und Quer.

Lieder eines Handwerksburschen.

Mit einem Vorworte von Karl Schrottenthal.

II. Auflage. Elegant gebunden 2 **Mark.**

„Leipziger Tageblatt“: „Echte Poesie! Ja, ihr Fluidum strömt warm und leuchtend durch alle Lieder unseres schlichten Werksgesellen; durch alle ohne Ausnahme, wenn auch das eine höher, das andere niederer zu bewerten ist. Aber man wird auch die schüchternen Blüten in dem Krauze nicht missen wollen, weil alle etwas von dem Geiste haben, der in vielen derselben sich zu tadelloser Schönheit entfaltet.“

Die Hochzeitsreise.

Novelle.

Geheftet 1 **Mk.**

Oskar Linke:

Venus divina.

Liebesgeschichten aus drei Jahrtausenden.

Broch. 3 **Mk.**

Karl Vanselow:

Märchen der Liebe.

Geb. 2 Mk., hocheleg. gebd. 3 Mk.

Der aufsehenregende künstlerische Wert dieses Buches ist von keinem Beurteiler verkannt worden. Der vornehme Prachtband mit einer leuchtenden Rohublume und der Umschlag mit der Gruppe von Canova machen das Buch ganz besonders für Geschenkzwecke geeignet.

Verse von Hugo Terberg.

Broch. 2 Mk., gebd. 3 Mk.

Neue Preuß. (Kreuz) Zeitung: . . . Ein großes und ein lebenswürdiges Talent tritt uns in Terberg entgegen . . . Ein solches Verstalet haben wir in den letzten Jahren kaum getroffen . . . So männliche gesunde Gedanken wie wir sie in diesem Bande finden, sind leider heutigen Tages ja nur selten anzutreffen . . .

Karl Maria Heidt:

Gedichte.

Broch. 2 Mk., gebd. 3 Mk.

Einer der hoffnungsvollsten österreichischen Lyriker bietet hier, nach langer Pause, eine sorgfältige Sammlung reizender Gedichte.

Georg Edward:

Balladen und Lieder.

Broch. 2 Mk., gebd. 3 Mk.

Carl Preser:

Das Arminslied.

Geb. 2 Mk., gebd. 3 Mk.

Das Buch ist höchst lesenswerth . . . paßt auf die heutigen Zustände ebensogut als auf die früheren. New-Yorker Staatszeitung.

Hanns von Gumppenberg:

Alles und Nichts.

Drama.

Broch. 2,50 Mk.



Der erste Hofnarr.

Drama.

Broch. 2 Mk.

Wilhelm Schriefer:

❧ **Daswina.** ❧

Roman aus dem fünften Jahrhundert.

Zwei Teile in einem Band.

Eleg. broch. 4 **Mk.**, gebd. 5 **Mk.**

Carl Busse:

Ich weiß es nicht.

Roman einer Jugend.

Eleg. broch. 2,50 **Mk.**, geb. 3,50 **Mk.**

Alfred Bock:

Wo die Straßen enger werden.

Geschichten.

Eleg. broch. 2,50 **Mk.**

Max Kretzer:

Sonderbare Schwärmer.

Roman.

Zweite Auflage. Broch. 3 **Mk.**

Verbildung=Spiegel

von

Johannes Guttzeit.

II. Band

Verlehrtentum.

Motto:

Die Gelehrten, die Verkehrten..

21 Bogen, 8°. Preis Mark 2,50.

7.1

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03369 009

